Band 837 ● 2,00 DM

Neuer Roman

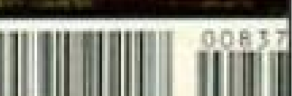
BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Aibon-Blut



Band 837 ● 2,00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16

Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250



Aibon-Blut

John Sinclair Nr. 837

von Jason Dark

erschienen am 19.07.1994

Titelbild von Luis Royo

Sinclair Crew

Aibon-Blut

Als Harry Stahl seinen Wagen vor den Ruinen stoppte, kehrte die Erinnerung mit der Wucht einer Explosion zurück. Er schaute durch die Frontscheibe, schloß für einen Moment die Augen, und die Umgebung veränderte sich, weil eben die Bilder in die Höhe stiegen und ihm das zeigten, was in diesem schloßähnlichen Herrenhaus vorgefallen war.

Er sah es brennen, er sah die Flammen, die, vom Wind angefacht, alles zerstörten. Er sah sich inmitten dieses Wirbels, und er sah all die Menschen, die in den Flammen gestorben waren.

Er hörte ihre Schreie, er sah sie genau vor sich, wie sich die verbrauchten zombiehaften Körper auflösten, wie sie trotz allem nach ihm greifen wollten, beseelt von der unwahrscheinlichen Kraft eines Aleister Crowley. Er, der sich selbst zu einem Hexer ernannt hatte, zu einem Sproß des Satans, hatte es trotzdem nicht geschafft, denn ein Mann namens John Sinclair war schneller gewesen.

Er hatte ihn zerrissen, allein durch die herrliche Kraft seines Kreuzes, er hatte Crowley in die Schranken gewiesen, aber es war ihm nicht gelungen, seinen Geist zu zerstören. Er existierte weiter, trieb durch ein Schattenland zwischen dem Jenseits und dem Diesseits und lauerte möglicherweise auf seine Chance.

Harry öffnete die Augen.

Die Bilder verschwanden, die Erinnerung kehrte nicht mehr zurück. Er merkte nur, daß die Kälte des. Abends auch in seinen Wagen kroch. Vom Beifahrersitz nahm er seine gefütterte Jacke hoch, öffnete die Tür, stieg aus und streifte die Jacke über.

Während er das tat, schaute er zu den Resten des Hauses hin. Es war sicherlich eine Einbildung, trotzdem glaubte er, noch immer den kalten Brandgeruch wahrzunehmen, vermischt mit dem Modergestank allmählich verwesender Leichen.

Es war auch die perfekte Umgebung, in der so etwas Bestand haben konnte.

Der immer dunkler werdende Himmel, an dem sich nur noch hier und da gewisse Flecken zeigten, wo die Wolken keinen Einlaß gefunden hatten, der kalte, winterliche Januarwind, der über ihre Höhen der Hügel fuhr und in sein Gesicht biß.

Diese Umgebung im östlichen Grenzland der Deutschen war düster, sie stieß ab, und ängstliche Gemüter konnten sehr leicht einen noch stärkeren Schauer bekommen, wenn sie zum Himmel schauten.

Das Dorf lag hinter ihm. Er hatte den Ort durchqueren müssen, um an sein Ziel zu gelangen. Viel hatte sich im Gegensatz zum vorigen Jahr nicht verändert. Hier und da waren einige Schlaglöcher auf der Straße ausgebessert worden, das war auch alles. Keine neuen Häuser, manchmal eine halbherzige Renovierung, man hatte den Ort eben vergessen.

Er schaute nach vorn.

Im letzten Licht des schwindenden Tages sahen die Ruinen aus, als wären ihre geschwärzten Mauern mit einem Ölfilm bestrichen worden. Sie gaben einen ungewöhnlichen Glanz ab, der den einsamen Mann etwas irritierte. Er bildete es sich bestimmt nur ein, doch manchmal kamen ihm die Reste vor, als würden sie von innen her leuchten.

Harry hatte die Tür zugedrückt. Der alte Opel mußte es noch einige Jahre machen, denn einen neuen Dienstwagen würde er nicht mehr bekommen. Darauf hatte ein vom Dienst suspendierter Kommissar keinen Anspruch. Er hatte versucht, alles zu geben, er und sein Freund John Sinclair hatten geredet und geredet, aber für die Kollegen blieb es trotzdem ein Mord, wenn auch unter mysteriösen Umständen.

Harry Stahl mußte sich einen neuen Job suchen, was er auch geschafft hatte, doch mehr schlecht als recht schlug er sich als Privatdetektiv durchs Leben.

Hier und da ein kleiner Auftrag. Viel Arbeit für wenig Geld.
Harry hoffte noch immer. Vielleicht wurde er ja wieder in den Polizeidienst eingestellt.
Ob sich dieser Zufall hier zu einem Job verändern würde, konnte er nicht sagen. Es lag alles in der Schwebe, es war so unwirklich und unwahrscheinlich wie damals gewesen, als er noch in der großen Halle des Hauses gestanden hatte, bevor sie abgebrannt war.
Damals war es auch unheimlich gewesen, nur anders als heute. Da hatte es noch keine verbrannten Ruinen gegeben, da war noch etwas von der Atmosphäre zurückgeblieben, die das Haus schon immer beherrscht hatte. Von einer sehr bösen Atmosphäre, deretwegen es letztendlich zu diesem Inferno aus Feuer und Rauch gekommen war.
Harry ging noch nicht weiter. Er starrte die alten Ruinen an, die ihm wie ein in die Landschaft gestelltes Bühnenbild vorkamen. Nichts bewegte sich dazwischen. Zumindest kein sichtbares Leben.
Wohl glitt hin und wieder ein Schatten über den Boden, aber das war alles Laub, das der Wind vor sich hertrug. Der Boden wirkte wie verbrannte Erde, als hätte dort der Satan persönlich ein Feuer gelegt.
Harry wollte in die Ruine. Er mußte hin, und wenn er daran dachte, dann klang immer die Stimme des geheimnisvollen Anrufers nach, die ihn zu diesem Treffpunkt bestellt hatte.
Er kannte den Anrufer nicht. Einen Namen hatte er nicht erfahren. Es blieb alles in der Schwebe, es konnte eine Falle sein.
Tagelang waren die schrecklichen Bilder der Vernichtung nicht aus seiner Erinnerung gewichen. Er hatte sie immer gesehen, diese verfluchten Menschen, die sich in diesem alten Gemäuer getroffen hatten und dort ihre gespenstischen Feste feierten.
Zwischen alten Mauern, Spinnweben, zwischen Ratten, Mäusen und anderem Getier.
Harry fror plötzlich, als er daran dachte. Irgendwie gehört dies alles dazu. Es war eben wie eine perfekt geschaffene Landschaft, in die er nur einzutauchen hatte.
Harry war vorsichtig. An der linken Seite spürte er den für ihn beruhigenden Druck der Pistole. Er hatte zwar seine Dienstwaffe abgeben müssen, sich aber eine neue besorgt.
Es war nicht die einzige Waffe, die sich in seinem Besitz befand. Aus alten Armeebeständen der russischen Besatzer hatte er sich noch zwei Maschinenpistolen zugelegt und auch eine weitere Pistole. Diese Waffen allerdings lagen in einem Versteck.
Harry war gerüstet…
Die Ruinen rückten näher.
Mächtige Überbleibsel einer längst vergessenen Zeit. Und wieder hatte er den Eindruck, als würden die dünnen Rauchfäden ihm entgegenwehen und seine Nase umkreisen.

Er schluckte.
Die Luft schmeckte alt. Es konnte nicht sein, daß die Steine rochen, dafür lag einfach zu viel Zeit zwischen dem Brand und dem Heute. Aber Harry konnte nicht vergessen.
Was ihn zwischen den Resten erwartete, wußte er nicht. Und vor allen Dingen nicht, wer da auf ihn wartete. Die Stimme des Anrufers hatte einfach zu neutral geklungen. Er hätte nicht sagen können, ob der Mann jung oder alt war. Es gab ihn, das war alles, und er glaubte nicht daran, daß er von einem Geist kontaktiert worden war.
Während des Brandes waren einige Teile des alten Hauses regelrecht explodiert. Die Kraft des Feuers hatte Mauern eingerissen und Trümmer umhergeschleudert. Sie waren den schrägen Hang hinabgerutscht und irgendwann liegengeblieben, so daß der einsame Mann sie jetzt umgehen mußte.
Harry fror. Sein Blut schien sich verdickt zu haben. Nur am Wetter konnte, es nicht liegen, es war auch die innere Kälte, die aus den Gedanken an die Vergangenheit hervorströmte.
Einmal blieb er stehen. Nicht, um sich auszuruhen, er wollte sich umdrehen.
Harry schaute zurück.
Die Dämmerung kam ihm vor wie ein großes Meer. Ein schwadiges Grau verwischte die letzten Konturen und schuf ein Zwielicht, in dem sich der Detektiv vorkam wie eine gespenstische Gestalt aus irgendeinem Gruselmärchen. Er fühlte sich weniger als Mensch, mehr als eine Marionette, die an langen Fäden hing und durch die Szenerie geleitete wurde.
Er setzte den Weg fort, nachdem er einen letzten Blick auf die Lichter des vergessenen Dorfs geworfen hatte, in dem die Einwohner ebenfalls unter dem Druck der Ereignisse zu leiden gehabt hatten. Für ihn galt von nun an der Blick nach vorn.
Und der blieb weiterhin schaurig. Stahl hörte den Wind, je mehr er sich seinem Ziel näherte. Wie Atem aus dem Himmel wehte er über die trostlose Landschaft hinweg. Er drückte sich zwischen Lücke und Spalte, wo er zusammengepreßt wurde und anfing zu wimmern. Es hörte sich an, als würde jemand in eine alte Knochenflöte blasen, um einen letzten Grabgesang über die Landschaft zu schicken.
Wenn es je einen Ort in Deutschland gab, an dem sich ein Mensch verlassen fühlen konnte, so hatte ihn der ehemalige Kommissar gefunden. Das war genau der Platz, um trübsinnig zu werden.
Unter seinen Füßen klickerten kleine Steine aneinander, wenn er ging. Manchmal mußte er auch achtgeben, um nicht auszurutschen, denn der Boden war nicht trocken. Vom letzten Regen hatte die Feuchtigkeit noch einen Film hinterlassen.
Über ihm bewegten sich die Wolken. Unheimliche Gebilde, grau und

oft kantig aussehend trotz ihrer weichen Umrisse. Harry Stahl ging so weit vor, bis er den Platz erreicht hatte, wo früher einmal die breite Eingangstür des Gebäudes das Mauerwerk unterbrochen hatte. Von ihr war nichts mehr zu sehen. Ihr Holz war zu einem Raub der Flammen geworden, und der Wind hatte die Asche in alle Winde zerstreut.

Wieder trat Harry über die ehemalige Schwelle. Er konnte sich noch genau erinnern, wo sie gewesen war, und dieser Blick zurück schmerzte.

Er blieb stehen.

Mit einer Hand wischte er über die Augen. Seltsam, es war die gleiche Stille wie damals, als er hier in der Vorhalle gestanden und auf John Sinclair gewartet hatte. Nur war ihm damals nicht so kalt gewesen, da hatte der Wind nicht nach ihm gegriffen, und Harry hatte auch hinter der Doppeltür in die eigentliche Halle schauen können, die so schrecklich einsam und verlassen war, durchzogen von grauen Spinnweben. Der Boden war schmutzig, Asche und Trümmer des Feuers. Die Flammen hatten alles zerstört - trotzdem hatte er das Gefühl, hier noch so etwas wie Leben zu spüren, und sei es nur die Erinnerung.

Er bewegte sich noch einige kleine Schritte vor, blieb stehen, atmete tief durch und schaute sich um.

Keiner war zu sehen.

Leere, wohin er schaute. Mauerreste, keine Treppe mehr, denn ihr Holz war von den Flammen gefressen worden. Auch keine Decke. Wenn er in die Höhe schaute, sah er über sich den Himmel, verziert durch dicke Wolken, aber mond- und sternenlos.

Ein bedrohliches Gebilde, das sich der Umgebung anpaßte. Kein Licht am Himmel bedeutete Hoffnungslosigkeit, und damit hatte Harry Stahl in der letzten Zeit schon des öfteren leben müssen. Das Leben hielt für ihn nicht nur glückliche Tage bereit.

Harry stellte den Kragen der Jacke hoch. Er hatte sie nicht geschlossen, um notfalls so schnell wie möglich an die Luger heranzukommen.

Noch konnte er damit warten. Überhaupt fühlte sich der Detektiv etwas fehl am Platz, denn der Anrufer hatte sich bisher nicht gezeigt. Natürlich hatte Stahl überlegt, wer dieser Mann sein konnte.

Seine Gedanken waren kreuz und quer gelaufen. Er hatte zahlreiche geistige Karteien durchforstet, zu einem Resultat war er nicht gelangt. Er konnte es sich einfach nicht vorstellen, und über die Stimme hatte er den Mann auch nicht identifizieren können.

Er mußte aus der Zeit hervorgetreten sein, in der Harry noch als Kommissar gearbeitet hatte. Eigentlich hätte er bei diesem Anruf sofort auflegen müssen, denn diese Zeit ging ihn nichts an, auch wenn er ihr noch tief in seinem Innern nachtrauerte. Aber er dachte auch an

seine Rehabilitierung, auf die er hinarbeitete. Harry wollte es einfach noch immer nicht wahrhaben, als Privatdetektiv arbeiten zu müssen. Er war kein Einzelgänger, er vermißte die Polizei, er vermißte die Unterstützung der Kollegen, vor allen Dingen das Geborgensein in ihrer Mitte. In dem heutigen Zustand kam er sich vor wie ein Wolf, der sich tief in den feindlichen Wäldern aufhielt, ohne eine Chance, sein Rudel zu finden.

Auch wenn der alte Bau im Trümmern lag und ihn nur mehr die geschwärzten Ruinen grüßten, Harry kannte sich aus. Er wußte ungefähr, wo sich die Mitte der Hotelhalle befunden hatte, und an diesem Fleck blieb er auch stehen.

Über seine Lippen zuckte ein dünnes Grinsen, als er die hohen Säulen sah. Das Feuer hatte sie nicht zerstören können. Sie sahen aus, als würden sie in den Himmel ragen, um dort die Wolken festzuhalten.

Der Atem kondensierte vor seinen Lippen. Wenn der Wind mal einschlief, umgab ihn eine bedrückende Stille. Er sah auch die wenigen Lichter des Ortes. Sie schwammen in der Dunkelheit, und weiter im Osten, wo schon die Grenze zu Tschechien lag, glaubte er, die Schatten einiger Berge zu erkennen. In der oberen Hälfte gaben sie einen matten Glanz ab. Dort lag noch Schnee.

War der unbekannte Anrufer schon da?

Stahl glaubte es. Wahrscheinlich hatte der Mann ihn schon die ganze Zeit über beobachtet, was dem ehemaligen Kommissar überhaupt nicht gefiel. Über seinen Rücken rann ein Frösteln. Er preßte die Lippen hart zusammen und atmete durch die Nase.

Dann hörte er ein Geräusch.

Es klang wie ein leises Kratzen, konnte aber durchaus von einem Fuß stammen, der über einen Stein geglitten war. Harry drehte sich um. Noch war nichts zu sehen. Nur Mauerreste.

Der Schatten kam!

Harry wunderte sich im ersten Moment darüber, wie er sich von einem dieser verbrannten Steine gelöst hatte. Er schwebte heran, er schien den Boden nicht zu berühren, und er hatte es auch geschafft, sich kaum von der Umgebung und auch vom Boden abzuheben.

Das mußte der Anrufer sein!

Stahl wartete ab. Er hatte seinen Arm leicht angewinkelt und die Hand so gestreckt, daß sie jeden Augenblick nach der Luger fassen konnten, sollte der Schatten ihn angreifen. Der dachte nicht daran. Er bewegte sich weiter, ohne sich dabei großartig zu bewegen. In seinem Körper selbst schien der Antrieb zu stecken.

Harry Stahl dachte darüber nach, ob diese Gestalt überhaupt ein Mensch war oder nur etwas wie eine Projektion. Er dachte dabei auch an einen Diener Crowleys, denn dessen Jünger hatten hier ihre zweite Heimat gefunden.

Der Schatten blieb stehen.
Auch Harry bewegte sich nicht.
»Harry Stahl?« fragte der andere.
»Sicher, das bin ich.«
»Gut.«
»Und wer sind Sie?«
»Das ist egal.«
Harry wunderte sich. Er akzeptierte es zunächst, doch wesentlich intensiver dachte er über den Klang der Stimme nach, der ihm so gar nicht gefallen wollte. Es war eine Stimme, die weder weiblich noch männlich klang, sondern neutral wie bei einem Geist.
Wobei sich gleichzeitig die Frage stellte, ob Geister überhaupt reden konnten.
Verrückt, an so etwas zu denken. Harry stellte sofort seine Position ins richtige Licht. »Wer immer Sie auch sein mögen, ich habe keine Lust, mich auf den Arm nehmen zu lassen. Ich bin gekommen, Sie sind gekommen. Und ich möchte jetzt erfahren, warum Sie mich in diese Einöde bestellt haben.«
Der Schatten ließ sich Zeit. »Ich habe dich hergelockt, weil du in dieser Ruine sterben sollst…«

***

Jetzt war es heraus, und Harry Stahl wunderte sich darüber, daß er nicht mal überrascht war. Seltsamerweise hatte er mit einer ähnlichen Antwort gerechnet, nur tat er nichts, sondern wartete die nächsten Worte der Gestalt ab.
Der Unbekannte schwieg.
Harry atmete zweimal tief durch. Dann nickte er. »Ich habe es gehört - ja. Wenn ich schon sterben soll, möchte ich erfahren, durch wen. Hat man dich als einen namenlosen Killer geschickt?«
»Für dich schon.«
»Jeder hat einen Namen.«
»Ich bin nicht jeder!« wurde ihm erwidert.
»Das kann ich mir denken. Hast du zu den Gästen gehört, die einmal in diesem alten Haus gewohnt haben? Bist du einer von ihnen? Hat sich dein Geist aus dem Jenseits gelöst, hat er das Schattenland verlassen, um auf der normalen Welt Unheil anzurichten?«
»Ich habe mit den Bewohnern nichts zu tun.«
»Mit wem dann?«
»Ich komme aus meiner eigenen Welt. Aber ich werde es dir sagen. Ich bin ein Hüter. Ich gehöre zu den Hütern eines bestimmten Landes. Ich bin einer der Männer in Grau…«
Wenn der Sprecher gewartet hatte, daß Harry auf die Knie sinken würde, so hatte er sich getäuscht.

Der Detektiv blieb stehen und schüttelte leicht verwunderte den Kopf. Der Begriff mochte ja für einige Menschen bedeutungsvoll sein, er aber hatte noch nie etwas von den Männern in Grau gehört, und das sagte er dem Schatten auch.

»Gut, ich werde es anders sagen.« Wieder flossen ihm die Worte wie ein Wispern entgegen. »Ich komme aus einem Land, das einen stolzen Namen trägt - Aibon…«

Harry Stahl schwieg. Das war in der Tat eine Überraschung. Er trat unwillkürlich einen Schritt zurück und dachte daran, was er damals mit John Sinclair besprochen hatte.

An eine Familie, an Vater, Mutter, Satanskind. Sie waren aus Aibon in diese Welt gelangt, und es war den alten, zombiehaften und beinahe ausgetrockneten Crowley-Verehrern eigentlich nur um das Mädchen gegangen, um die kleine Pamela.

Sie hatte geopfert werden sollen, um dem Geiste des Hexers über die Eltern Darius und Delia den Weg nach Aibon zu öffnen. Es war ihnen nicht gelungen, denn der Geisterjäger John Sinclair hatte ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht.

Daß Harry noch einmal etwas mit Aibon hätte zu tun bekommen, wollte ihm nicht in den Sinn, und er schüttelte den Kopf, einfach deshalb, weil dieses geheimnisvolle Druidenland für ihn auch gedanklich zu weit entfernt lag.

Er hob die Schultern, bevor er den Mann in Grau ansprach. »Was willst du noch hier?«

»Spuren verwischen.«

»Es gibt keine!« widersprach Harry.

»Doch, es gibt Spuren. Sie alle hinterlassen Spuren. Aibon verschwindet nicht spurlos aus dieser Welt. Aibon darf nicht bekannt werden. Wer einmal in Aibon gelebt hat, in dessen Körper fließ ein bestimmtes Blut, und wir werden uns immer um die Personen kümmern, die das Land verlassen haben.«

»Es geht dir um die Familie.«

»Das ist richtig.«

»Vater, Mutter und Kind.«

»Wo sind sie?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du willst es nicht wissen.«

»Stimmt. Ich habe mich darum nicht gekümmert.«

»Aber du bist hier gewesen, als das alte Hotel abbrannte.«

»Es ist richtig, nur bin ich nicht allein gewesen. Es gibt einen Mann namens John Sinclair. Er war der Mittelpunkt. Er hat die kleine Pamela aus den Fängen eines Aleister Crowley gerettet. Kannst du dich vielleicht daran erinnern?«

»Ich war nicht dabei. Man hat mir nur die Aufgabe erteilt, die

Familie zurückzuholen.«

»Und wenn sie nicht will?«

»Sie *muß* zurück!«

Harry hob die Schultern. »Das ist nicht mein Problem. Du wirst sie schon suchen müssen. Nur hast du dir in mir die falsche Person ausgesucht. Ich weiß überhaupt nichts.«

»Aber du kennst sie.«

»Das stimmt.«

Die Gestalt flüsterte ihn an. »Es ist einfach nicht gut, wenn man zuviel weiß. Wissen bedeutet oft genug Macht, und wir können uns keine mächtigen Menschen neben uns erlauben.«

»Deshalb soll ich sterben?«

Harry erhielt eine indirekte Antwort. »Wir sind Aibons Waffen. Sie löschen und lösen auf. Wir sind Zerstörer. Auch wenn du nichts gewußt hast, weiß du jetzt bereits zuviel, deshalb ist dein Tod gewiß. Es gibt keinen Weg daran vorbei, und ich werde verschwinden und weiterhin nach dieser Familie suchen.«

Harry Stahl hatte sehr genau aufgepaßt. Ihm war kein Wort entgangen. Er wußte aber auch, daß er jetzt dicht vor der Schwelle stand und die Linie des Todes bereits seine Fußspitzen berührte. Der nächste Schritt würde ihn in das Schattenland bringen.

Zum Glück war die Gestalt von sich sehr überzeugt gewesen. Sie hatte auch nicht darauf geachtet, daß sich Harry Stahl leicht während der letzten Worte zur Seite gedreht hatte. Sein Arm war angewinkelt, die Hand bewegte sich auf die Waffe zu. Er überlegte noch, ob er es bei dieser Gestalt überhaupt mit einem echten Menschen zu tun hatte oder nicht, da zog er bereits die Luger, und noch in der umgekehrten Bewegung sprach er den Mann in Grau an.

»Hoch mit den Händen!«

Der andere rührte sich nicht. Er stand weiterhin neben der verbrannten Mauer, als wollte er im nächsten Augenblick in das geschwärzte Gestein hineinkriechen.

»Du hast eine Waffe?«

»Ja, und die Kugel wird dich töten. Ich bleibe. Du nicht, denn du hast den Bogen überspannt.«

»Du kennst mich nicht.«

»Das spielt auch keine Rolle!«

Der Mann in Grau blieb bei seinem Thema. »Du kennst auch Aibon nicht, denke ich.«

»Muß ich das?«

»Ja.«

Harry lächelte kalt. Er würde sich die Butter nicht mehr vom Brot nehmen lassen, mochte dieser Fremde auch noch so unheimlich sein. Er kannte kein Pardon.

Und er sah, wie sich die schattenhafte Gestalt bewegte. Eine Bewegung, die ihm gar nicht gefiel.

Zog sie eine Waffe?

Harry Stahl stand wie unter Strom. Er hatte einmal gewarnt, dann schoß er, und die Kugel traf!

***

Der ehemalige Kommissar hatte seine Luger im letzten Augenblick um eine Idee zur Seite geschwenkt. Er wollte mit der Kugel nicht töten, für ihn kam es darauf an, daß der Mann verletzt war, daß er nicht mehr kämpfen konnte, und Harry sah sehr deutlich, wie die Schattengestalt zusammenzuckte.

Sie bekam einen Drall nach rechts, sie schleifte an der Ruinenmauer entlang, und Stahl sah plötzlich, wie innerhalb eines Sekundenbruchteils ein grünes Leuchten vom Kopf bis zu den Füßen durch den Körper zuckte.

Dann kippte der Schatten zur Seite.

Das Echo des Schusses wetterte noch zwischen den Ruinen und wurde gleichzeitig über das Land getragen. Harry stand bewegungslos auf der Stelle. Er lauschte den leiser werdenden Geräuschen, war sehr auf sich und die nähere Umgebung konzentriert und merkte, daß sich ein Schweißtropfen vom Haaransatz an seiner Stirn löste und wie ein superschmaler Bach an der Haut entlang in Richtung Augen rann.

Sollte es denn so einfach gewesen sein, diese geheimnisvolle Gestalt auszuschalten?

Er dachte an das kurze, heftige, grüne Flimmern, das er vor dem Fall gesehen hatte. Eine Erklärung hatte er dafür nicht. Es mußte wohl mit der magischen Existenz des anderen zusammenhängen, aber das war auch noch nicht sicher.

Harry räusperte sich. Eigentlich hätte er sich erleichtert fühlen müssen. Es war bei ihm nicht der Fall. Er rechnete mit weiteren Überraschungen. Irgend etwas war da schiefgelaufen und nicht so in der Reihe, wie er es sich gern gewünscht hätte.

Er mußte sich diese Gestalt aus der Nähe anschauen. Er hatte nach dem Schuß nichts mehr von ihr gehört. Die war umgefallen und lag nun bewegungslos am Boden.

Wer sich in einer derartigen Dunkelheit bewegte wie Harry Stahl, der nahm aus Sicherheitsgründen auch eine Taschenlampe mit. Harry hatte sie in die Tasche seiner Jacke gesteckt. Da die Ummantelung der Lampe aus Kunststoff bestand, war es ein leichtes Gerät. Er schaltete es ein und richtete den Strahl genau dorthin, wo die von der Kugel getroffene Gestalt am Boden lag.

Seine erste Befürchtung bewahrheitete sich nicht. Harry hatte sogar damit gerechnet, daß sie sich aufgelöst hatte, so finster war es direkt

neben dem geschwärzten Ruinenteil.

Die Gestalt aus Aibon hatte nicht gelogen. Sie war tatsächlich so etwas wie ein Mann in Grau, denn sie trug graue Kleidung: eine graue Jacke, eine graue Hose, aber keinen Mantel darüber, denn sie schien die Kälte nicht zu spüren.

Harry leuchtete in das Gesicht.

Es war ebenfalls grau.

Aschig sah es aus. Es hatte Konturen, aber hätte man von ihm gefordert, es zu beschreiben, wäre ihm dies nicht möglich gewesen. Ihm fiel kaum ein Vergleich ein. Vielleicht war das Gesicht einfach flach. Ja, das hätte gepaßt, ein flacher Gesichtsausdruck, denn die Merkmale wie Mund, Nase und Ohren traten kaum hervor.

Harry hörte keinen Atem. Er mußte also davon ausgehen, daß die Gestalt tot war. Sie konnte allerdings auch verletzt sein, da war eben alles möglich. Zudem hatte er weder auf das Herz noch auf den Kopf gezielt, er hatte sie eben nur anschießen wollen.

Sie lag auf der rechten Seite, die Beine angezogen. In dieser Haltung bildete sich so etwas wie ein Fragezeichen, das nicht ganz zu Ende gezeichnet worden war.

Stahl mußte noch einen Schritt näher an den Mann in Grau herangehen, um sich endgültig überzeugen zu können. Er blieb dicht neben ihr stehen und bückte sich.

Der Lampenstrahl wanderte langsam vom Gesicht weg nach unten und glitt lautlos über die Gestalt hinweg. Harry wollte unbedingt die Einschußwunde sehen. Er rechnete damit, daß er den Mann an der rechten Seite erwischt hatte.

Dann sah er das Loch.

Es war nicht groß, aber kleiner als der helle Kreis der Lampe, und es zeichnete sich sehr genau ab, als hätte es jemand in den Stoff der Jacke hineingeschnitten.

Harry sah auch, daß eine dunkle Flüssigkeit aus dem Loch hervorgetreten war. Er nahm es zur Kenntnis, ohne weiter darauf zu achten, denn er wollte auch sehen, ob die Kugel den anderen unter Umständen tödlich erwischt hatte.

Der Einschuß lag an der rechten Seite, ungefähr zwischen Herz und Hüfte. Tödlich brauchte die Wunde nicht zu sein, zudem hatte die Gestalt nicht viel Blut verloren.

Harry zwinkerte irritiert. Eine Bewegung, die bei ihm immer dann vorkam, wenn er sich nicht zurechtfand.

Da war etwas.

Das Blut!

Plötzlich zitterte seine rechte Hand, und dieses Zittern übertrug sich auf die Lampe. Der Lichtkreis wackelte, aber er blieb in der unmittelbaren Nähe dieses unglaublichen Vorgangs, über den Harry

sich seine Gedanken machte.

Das Blut sah nicht rot aus, also nicht wie das eines Menschen. Harry wollte es genau wissen und besah sich das Blut im Licht der Lampe.

Dieses Blut war - grün!

Harry saß da wie versteinert. Grünes Blut.

Aibon-Blut…

Dann hörte er das leise Lachen. Mehr ein Zischeln oder Flüstern, und er drehte sofort den Kopf nach links. Die Worte hörte er kaum, er sah nur die halb geöffneten Augen und zum erstenmal auch die Pupillen, die tatsächlich eine grüne Farbe zeigten.

Schockgrün!

Er schluckte, als er hörte, wie die Gestalt ihre Worte wiederholte.

»Du hast einen Fehler gemacht. Du kannst es dir nicht leisten, mich mit einem normalen Menschen zu vergleichen. Das solltest du wirklich einsehen, mein Freund. Ich bin kein Mensch, ich bin ein Mann in Grau, ich bin ein Stück Aibon…«

Stahl nickte, ohne es eigentlich zu wollen. Er hatte die Luger wieder weggesteckt, es kam ihm auch nicht in den Sinn, sie zu ziehen. Er gab zu, daß ihm diese Gestalt überlegen war. Das war kein Vampir, kein Zombie, kein Werwolf, der, wenn man Glück und die entsprechenden Waffen hatte, im Kampf Mann gegen Mann besiegt werden konnte. Diese Gestalt in Grau konnte durchaus als ein Monster angesehen werden. Er hatte ihm erklärt, weshalb er gekommen war, und plötzlich war der Detektiv davon überzeugt, daß er schon mit einem Bein im Jenseits stand.

Der Mann in Grau hielt die Augen jetzt weit offen. Die grüne Farbe tanzte in seinen Pupillen. Er schaute Harry scharf an, als wollte er ihm schon den optischen Tod entgegenschicken. Dann bewegte er sich, um die Haltung zu verändern. Er richtet sich nicht ganz auf, sondern setzte sich auf den Boden, so daß er die Mauer im Rücken hatte.

»Pech gehabt, Harry!«

Stahl hob die Schultern. Ihm schwirrten zahlreiche Fragen durch den Kopf, doch all die Worte konzentrierten sich in einem einzigen. »Wieso?« fragte er nur.

»Bin ich ein Mensch?«

»Nein, du… oder…?«

»Aibon ist anders. Und wir sind seine Hüter. Wir tilgen Spuren, verstehst du das? Niemand soll uns je zu nahe kommen. Wir sorgen dafür, daß Aibon nicht so bekannt wird. Das sind wir ihm schuldig.«

»Du bist unverwundbar?«

»Für dich schon.«

»Ich mußte es tun!« erklärte Harry. »Ich mußte versuchen, dich zu töten. Denn du hast mir gesagt, daß du mich vernichten willst. Ich habe es nicht vergessen.«

»Ich auch nicht, Harry. Und ich bleibe dabei.« Er lächelte, als er das erschreckte Gesicht des Mannes sah. Gleichzeitig fragte sich Harry, wie er aus dieser Lage wieder herauskommen sollte. Wenn er ehrlich war, dann mußte er zugeben, daß er dem anderen nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatte.

Gleichzeitig fragte er sich auch, welche Waffen diese Person für ihn bereithielt. Es brauchten nicht die zu sein, die auch Menschen verwenden, um sich gegenseitig zu töten, und Harry erschreckte über seine eigenen Gedanken, denn sie liefen darauf hinaus, daß er sich bereits mit dem Tod abgefunden hatte.

»Harry«, sagte der Mann in Grau mit seiner neutralen Stimme leise. »Harry, es gibt kein Entrinnen.«

Stahl stand auf.

Plötzlich war der Lebenswille in ihm erwacht. Sein innerer Motor arbeitete wieder und hatte den Überlebenswillen eingeschaltet. Da war auch der Strom, der ihn durchschoß, denn er wollte es einfach nicht mehr hinnehmen, dicht vor dem Ende zu stehen und nichts zu tun.

»Schau her!«

Die beiden schärfer gesprochenen Worte hatten ihn aus seinen Gedanken gerissen und ihn für einen Moment von seinen eigenen Problemen abgelenkt. Er blickte auf den ausgestreckten Arm des Mannes in Grau. Jeder seiner Bewegungen kam Harry vor, als liefe bei ihm ein gewisses Ritual ab. Diese Gestalt ließ sich Zeit, denn vor einer Kugel aus der Luger brauchte sie sich nicht zu fürchten.

Die Hand des anderen war zur Faust geschlossen, als hielt sie etwas verborgen. Noch öffnete er sie nicht, er funkelte Harry Stahl aus seinen schockgrünen Augen nur an, und es ging von ihm eine Sicherheit aus, die den Detektiv erschreckte.

»Hier kommst du nicht mehr weg!« sagte er.

Harry wollte etwas sagen, aber die Bewegung der Hand erstickte jedes Wort.

Sie lag offen.

Harry sah endlich, was der andere festgehalten hatte. Es war etwas Graues, ein ovaler und auch relativ flacher Gegenstand, vergleichbar mit einem Ei, das zusammengedrückt worden war.

Als der Detektiv es sah, vergaß er für wenige Sekunden sein eigenes Schicksal. »Was… was… ist das?«

»Meine Waffe!«

»Wieso? Ich…« Innerhalb einer Sekunde verzerrte sich das Gesicht des Mannes, denn der graue Stein glühte plötzlich. Es war keine Flamme, es war mehr ein kaltes Licht, das sich explosionsartig ausbreitete, dabei aber in eine Richtung strahlte. So schnell konnte sich der Mann nicht aus dem Weg drehen. Die andere Kraft erwischte

ihn mit voller Wucht. Sie schlug förmlich in ihn ein, und Harry erlebte ein Brennen auf der Haut, in das sich zudem eine stockige Kälte mischte.

Dann kippte er einfach um.

***

Sekunden waren vergangen!

Ich bin tot, dachte er. Verdammt noch mal, ich bin einfach tot. Ich liege hier irgendwo im Eis, und ich kann mich nicht mehr rühren. Ich habe alles verloren. Mein Leben wurde vernichtet, es ist vorbei. Ich schwebe dem Jenseits entgegen, ich bin im Jenseits, ich bin einfach tot.

Es waren verrückte Gedanken, die ihm da durch den Kopf rasten. Bis er allerdings dazu kam, wieder ein wenig logischer nachzudenken, dauerte es eine Weile.

Nein, ich kann nicht tot sein.

Ich lebe, ich denke.

Tote können nicht denken - oder doch? Ist der Geist nicht unzerstörbar im Gegensatz zum Körper.

Aber mein Körper ist da, die Umgebung ebenfalls. Ich spüre sie genau, ich weiß, was hier abläuft.

Ich spüre den Wind, der über mein Gesicht streicht. Es ist der gleiche Wind, der hier immer weht, der die Nacht so kühl macht.

Alles ist anders…

Alles ist gleich!

Harry hielt die Augen weit geöffnet. Er schaute dabei schräg in die Höhe. Er sah den dunklen Himmel hoch über sich und seltsamerweise auch die ersten Sterne, die ihm einen glitzernden Gruß auf die lange Reise mitgeben. Plötzlich liebte er die Gestirne. Er kam sich bei ihnen geborgen vor, er wollte hinauf zu ihnen, sie greifen, sie holen und…

Nichts passierte.

Er war nicht mal in der Lage, den kleinen Finger zu bewegen. Er lag auf dem Rücken, er war starr wie ein Brett, und ihm kam erst jetzt richtig zu Bewußtsein, daß er noch lebte.

Ich lebte!

Es war wie ein gewaltiger Schrei in seinem Innern. Die Worte hämmerten durch seinen Kopf, sie waren wie die Antriebswelle eines Motors, der ihn weiter und weiter brachte. Er spürte so etwas wie Dankbarkeit in seinem Innern hochsteigen, daß er gerettet worden war oder ihn der andere nicht getötet hatte.

Dankbar…

Ein Lächeln huschte über seine Lippen. Zumindest glaubte er das, tatsächlich aber lächelte er nur innerlich, denn selbst die Lippen blieben bewegungslos, als wären zwei Gummistücke straff gespannt

worden. Eines allerdings war ihm geblieben.

Er konnte schauen!

Sein Blick fiel schräg in die Höhe, und er sah vor sich eine Gestalt, die sich bewegte.

Der Mann in Grau kam auf ihn zu.

Er sprach nicht ein Wort, er schien den Boden auch nicht zu berühren, er war einfach da und genoß es, als Sieger vor dem Opfer zu stehen. Noch immer hielt er den Stein in der Hand und praktisch wie einen Spiegel auf sein Opfer gerichtet.

Nur konnte sich der Mann nicht in der Fläche erkennen. Der Spiegel blieb blind.

Harrys Gehirn arbeitete normal. Er war in der Lage, seine Gedanken zu formulieren, und natürlich dachte er wieder daran, daß ihm der Tod versprochen worden war. Für ihn persönlich war es der entscheidende Schritt, nicht aber für den Mann in Grau. Er war gekommen, um Zeugen zu vernichten, und es würde ihm leichtfallen.

Stahl fiel ein Vergleich ein. Es hätte nur mehr der Umhang gefehlt, dann hätte die andere Gestalt tatsächlich so ausgesehen wie der mächtige, von Christopher Lee gespielte Dracula.

Und so sicher gab sich der Mann in Grau auch.

Bevor er gegen die Sohlen des Liegenden stoßen konnte, blieb er stehen und nickte Harry zu. »Das ist also dein Ende«, erklärte er mit fester Stimme. »Du hast lange genug gelebt, du hättest auch weiterhin leben können, aber du hast dich mit den falschen Menschen verbündet. Du hast indirekt gegen Aibon gekämpft, und so etwas können wir, die Hüter des Landes, nicht zulassen. Aibon gehört uns, Aibon wird uns immer gehören, und die Macht des großen Guywano wird bald das gesamte Land erfassen. Es ist vorbei mit dir.«

Harry Stahl hätte so gern etwas gesagt, allein es war ihm nicht möglich. Die Lähmung hatte sich auf seine Stimme übertragen, nicht mal ein Krächzen drang aus seinem Mund. Er wunderte sich darüber, daß er noch atmen konnte, wenn auch nur durch die Nase.

So also sieht das Ende aus, dachte er!

Alles habe ich überstanden. Die langen Jahre der Diktatur, auch die neue Zeit, die Wunde, meine Suspendierung, da alles ist vorbei, um nun hier in dieser kalten Nacht zu sterben.

Komischerweise empfand er nicht einmal. Todesangst. Wahrscheinlich war die Lähmung zu stark, daß er auch dazu nicht in der Lage war.

Wieder sprach der Mann in Grau. »Der Stein wird dich durch die Kraft des Landes Aibon verbrennen. Er wird deinen Körper in zahlreiche Einzelteile zerfallen lassen. Du warst einmal Staub, und als Staub wirst du dein Leben aushauchen.«

Wie ein Priester redet er, wie ein Priester. Stahls Gedanken

veränderten sich, denn er schaute zu, was mit dem Stein geschah. Von innen her fing er an zu leuchten. Er besaß noch nicht die Strahlenkraft wie bei der ersten Attacke, aber der Wehrlose spürte schon die fremde Energie, die über ihn hinwegfloß und ihn sicherlich auch bald vernichten würde.

Und dann hörte er das Spiel.

Unheimlich klingende Töne, als wäre jemand dabei, in eine Knochenflöte zu blasen.

Unheimlich und trotzdem melodiös.

Musik…

Der Mann in Grau erstarrte…

***

Kennen Sie eigentlich das Gefühl, von jemandem verfolgt zu werden, ohne zu wissen, wer es ist?

Einfach nur die Ahnung zu haben, daß ein Unbekannter hinter Ihnen her ist und sich einfach nicht abschütteln läßt.

Ich jedenfalls hatte an diesem Tag das unbestimmte Feeling, von einer Person verfolgt zu werden, die ich weder kannte noch sah.

Dabei hatte an diesem Morgen rein gar nichts auf ein derartiges »Ereignis« hingedeutet. Ich war aufgewacht und aufgestanden wie immer, hatte die Dusche genommen, mein karges Frühstück in mich hineingestopft und mich sogar ziemlich wohl gefühlt. Nur eines hatte ich nicht getan: Ich war nicht nach nebenan gegangen, um Suko abzuholen, denn das war nicht möglich.

Suko befand sich noch immer in Urlaub. Nicht allein, sondern endlich wieder zusammen mit Shao.

Damit niemand die beiden stören konnte, hatten sie selbst mir nicht gesagt, wohin sie sich verdrückt hatten, und diese Zeit gönnte ich ihnen auch. Beide hatten kurz vor dem Jahreswechsel genug gelitten, sollten sie mal endlich wieder zu sich finden, das gönnten ihnen die Freunde von ganzem Herzen.

Den Job mußte ich allein erledigen.

Und in den ersten Tagen des neuen Jahres hatte ich wieder einen unheimlichen Fall übernommen, als ich gegen die lebende und auch mordende Puppe antrat.

Da ein Teil dieses Dramas live in die Wohnstuben übertragen worden waren, hatte es natürlich sagenhaft viele Anfragen beim Yard gegeben, aber Sir James hatte sie alle abgeschmettert, was mir sehr recht war.

So konnte mein Job weiterlaufen wie bisher. An diesem Morgen hatte ich mir nichts Besonderes vorgenommen, abgesehen von einem Besuch im Krankenhaus, wo die verletzte Moderatorin Leona Lockwood lag, die sich bestimmt freute, wenn ich ihr Blumen brachte.

Das hatte Zeit.

Ebenso wie meine Ankunft beim Yard. Im Londoner Verkehr ist es besser, wenn man sich auf die U-Bahn verläßt. So ist die Pünktlichkeit einigermaßen gesichert.

Das Gefühl, beobachtet zu werden, hatte mich überkommen, als ich mich auf der Treppe des U-Bahnschachts befand. Da war es wie ein Kribbeln über meinen Rücken und auch den Nacken hochgeflossen, und ich war auf halber Treppe stehengeblieben und hatte mich gedreht.

Es war niemand zu sehen gewesen, auf den mein Verdacht zugetroffen hätte.

Ich wartete einige Sekunden ab. An mir vorbei glitt der Strom der Passanten in die Unterwelt. Die Fahrgäste, Männer, Frauen, Halbwüchsige und Kinder hatten es eilig. Da gab es keinen ohne Ziel.

Wenn ich mir die Gesichter der Leute anschaute, so hatte ich den Eindruck, als wären sie nicht besonders glücklich darüber, an diesem trüben Dienstag arbeiten zu müssen. In London herrschte naßkaltes Wetter, die Temperaturen lagen um einige Grade über dem Gefrierpunkt. Wenn Regen fiel, dann klatschte er in kalten Tropfen gegen die Gesichter. Noch hielten die Wolken das Wasser zurück, und auch von meinem imaginären Verfolger sah ich nichts.

Ich blieb nicht länger an einer Stelle stehen, hob die Schultern und drehte mich weg. Den Rest der Treppe nahm ich schneller, eingepackt in den Strom der anderen Passanten, die das gleiche Ziel hatten wie ich. Die unterirdische Welt schluckte mich. Sie kam mir immer wieder vor wie ein riesiger Ameisenhaufen für zweibeinige Gestalten.

Da ich mich nicht in den Strom einfügte, weil ich es nicht besonders eilig hatte, wurde ich angestoßen, zur Seite gedrängt, mal heftiger, mal weniger heftig, und von der sprichwörtlichen Gelassenheit der Briten war zumindest hier nicht viel zu spüren.

Die U-Bahn in London hält keinen Vergleich mit der in Moskau aus. Die unterirdischen Stätten waren längst nicht so weiträumig und prunkvoll, hier war es schmutziger, enger, bedrückender und zugleich auch hektischer. Jeder wollte so rasch wie möglich an sein Ziel gelangen, ùnd die Geräusche anfahrender und bremsender Züge waren eine nie abreißende Begleitmusik in diesem Kessel der Hektik.

Ich hatte die Sperre bereits durchquert und blieb dicht hinter dem Gitterkreuz stehen.

Wieder der Blick zurück.

Menschen, nur Menschen. Eine winterlich grau gekleidete Masse, in der nur hin und wieder bunte Jacken wie Farbkleckse leuchteten. Ansonsten fiel mir niemand auf, der sich für mich interessiert hätte.

Harmlos, völlig harmlos…

Warum, zum Henker, wollte dann dieses komische Gefühl nicht weichen? Das beinahe schon Wissen um eine Verfolgung, die eine mir

unbekannte Person durchführte.

Obwohl »mein« Zug kam, ging ich nur langsam weiter. Ich ließ mich treiben wie einer der Obdachlosen, die in den Kellern der U-Bahn Schutz gesucht hatten, weil es ihnen weiter oben viel zu kalt war.

Der Zug fuhr ohne mich ab, mir blieb also Zeit, weiterhin die Menschen zu beobachten.

Fast alle, die um diese Zeit in die Wagen stiegen, waren Berufstätige und Schüler. Wer Zeit hatte, der zeigte es auch, denn nicht weit von mir entfernt hockten einige Typen auf einer Decke zusammen, die man Sommertags oben fand.

Es waren Berber, Stromer, die ohne Zuhause waren. Sie alle hatten den stumpfen Blick der Hoffnungslosigkeit. Manche waren auch durch den Genuß von Alkohol gezeichnet, und sie glotzten nur einfach vor sich hin. Hin und wieder, wenn ihnen andere Menschen zu nahe kamen, hoben sie die Köpfe. Ihre Trägheit konnte auch leicht in Aggressivität umschlagen, wenn sie sich zu sehr gestört fühlten.

Die vier Personen, die in meiner Nähe hockten, bildeten eine altersmäßig gemischte Gruppe. Der jüngste unter ihnen, ein langhaariger Bursche, hielt eine Gitarre fest, als wäre sie seine Braut. Neben ihm saß eine Frau, die seine Mutter hätte sein können. Sie hatte ihren Kopf gegen seine Schulter gelehnt und schaute gegen die Decke, als gäbe es dort etwas Besonderes zu sehen. Die anderen beiden schliefen noch halb, nur hin und wieder drehten sie sich unwillig um.

Das waren keine Verfolger.

Der oder die mußten woanders lauern, versteckt in der Masse, und ich wurde tatsächlich nervöser, weil ich einfach nicht herausbekam, was los war, das Gefühl aber nicht weichen wollte.

Dann passierte es.

Ein Hund huschte heran, gehalten von der langen Leine eines Beamten. Der Hund bellte die Stadtstreicher scharf an, als er an mir vorbeitappte, und die vier friedlichen Menschen schraken zusammen. Ein zweiter Beamter tauchte auf, und ich brauchte nur in ihre Gesichter zu sehen, um zu wissen, was geschehen würde. Sie begannen mit der Kontrolle der Papiere. Besonders den jungen Mann mit der Gitarre wollten sie sich vornehmen und erkundigten sich, ob er das Instrument gestohlen hätte.

»Nein, das habe ich nicht.«

»Natürlich hast du sie gestohlen!«

»Hat er nicht!«

»Wer sagt das?«

»Ich!«

Der Typ in Uniform hatte mir bisher den Rücken zugedreht. Langsam drehte er sich um. Ich schaute in ein blasses, dafür fettes Gesicht, auf

dessen Oberlippe ein strichdünner Bart wuchs. Er schaute mich an und stellte wohl fest, daß ich nicht zu den Stadtstreichern gehörte. Dennoch blieb er am Ball. »Und woher wissen Sie das?«

»Ich habe sie ihm geschenkt.«

Es war eine Lüge, der Kerl spürte genau die Provokation. Er lief rot an, und sein Kollege trat ebenfalls näher, denn jetzt hatten sie in mir das neue Opfer gefunden.

Der zweite hielt den Hund fest und hatte auch einen Vorschlag zu machen. »Darüber sollten wir uns mit dem Typen mal genauer unterhalten, finde ich.«

»Und ob.«

»Sicher«, sagte ich und zeigte ihnen zugleich meinen Ausweis. Ich hatte ihn blitzschnell hervorgeholt.

Beide starrten die Schrift hinter der eingeschweißten Hülle an. Und beide wußten nicht, was sie sagen sollten. »Ach, nein, ein Kollege«, meinte der mit dem Strichbart.

»Keine Beleidigungen, bitte.«

»Ja, schon gut. Sie haben ihm die Gitarre geschenkt.«

»Richtig.«

»Man muß ja einem Kollegen trauen.« Nach dieser Bemerkung verdrückten sie sich.

Ich war zufrieden. Der junge Mann lächelte mir zu, ich grinste zurück und wünschte ihm noch viele frohe Stunden mit seiner Gitarre.

»Bist du wirklich ein Bulle?«

»Hin und wieder.«

»Danke.«

»Bitte sehr.«

Einmal am Tag soll man eine gute Tat tun. Ich hatte meine hinter mir und ging auf die Wagenschlange zu, die soeben eingelaufen war.

Das Gefühl war noch da. Es hatte nichts mit den beiden »Sheriffs« zu tun gehabt. Bevor ich in den Wagen stieg, drehte ich mich um, aber der Verfolger war nicht zu entdecken.

Die Massen strömten in den Zug. Es gab das übliche Gedränge und Geschiebe, denn nur wenige Passagiere waren ausgestiegen. Ich hatte mir einen Plan zurechtgelegt und wollte eigentlich nur bis zur nächsten Station fahren, um dort den Wagen zu verlassen. Wenn das Gefühl, verfolgt zu werden, dann noch nicht vergangen war, mußte ich mir etwas einfallen lassen. Nur nicht den Gang zum Psychiater, um ihm zu erklären, daß ich unter Verfolgungswahn litt.

Ich war nicht tiefer in den Wagen hineingegangen, sondern hielt mich nahe des Ausstiegs auf und an einer Haltestange fest, was auch nötig war, denn der Zug fuhr rasant an.

Ich schaukelte von einer Seite zur anderen, stieß gegen einen anderen Fahrgast, der sauer war, weil er seine Zeitung nicht entfalten

konnte, und wartete ab.

Die Gesichter der Passagiere in meiner unmittelbaren Umgebung sagten mir nichts. Ich kannte keinen von ihnen. Was allerdings nicht heißen mußte, daß mir der Verfolger bekannt war.

Wir rollten in den Tunnel.

Das Licht flackerte etwas. Die Umgebung von draußen verschwand, als wir in der Röhre steckten.

Die Wagen ratterten und schaukelten. Die meisten Menschen waren still und mit der Lektüre ihrer Zeitungen beschäftigt. Nur die Jugendlichen unterhielten sich lautstärker, so daß fast jeder Passagier was von ihren Problemen mitbekam.

Allmählich glaubte ich selbst daran, an Einbildung zu leiden, auch wenn dieses Feeling nicht vergangen war. Ich tastete sicherheitshalber nach meinem vor der Brust hängenden Kreuz, allerdings so, daß es keinem anderen auffiel.

Mein Talisman zeigte keine besondere Reaktion. Nur die Wärme der Haut hatte sich auf das Silber gelegt.

Komisch…

Wir rollten in die nächste Station.

Ich stieg aus, denn bei meinem Plan war es geblieben. Ich wollte es endlich wissen.

Auf dem Bahnsteig bot sich das gleiche Bild wie auf dem letzten. Ich stieg wieder ein, kam mir dabei schon lächerlich vor. Ich beschloß, bis zum St. James Park durchzufahren und dort auszusteigen.

Alles klappte wie am Schnürchen. Dieser Tag unterschied sich in nichts von den anderen, aber ich atmete nicht auf, als ich an dieser Stelle den Wagen verließ.

Das Gefühl war noch da.

Ich schaute zurück.

Wer immer den Wagen nach mir verlassen hatte, einer konnte oder mußte es sein.

Langsam ging ich weiter. Allerdings nicht auf die Treppe zu, ich wollte noch ein wenig in der Unterwelt bleiben. Ich bewegte mich zum Ende des Bahnsteigs hin, wo der dunkle Tunnelschlund gähnte.

Am liebsten wäre es mir gewesen, einfach hineinzusteigen. Das war wegen der Video-Überwachung schlecht möglich. Ich wäre zu schnell aufgefallen.

Ziemlich einsam blieb ich stehen. Die schmutzigen Kacheln, die einmal gelb gewesen waren, zeigten ein graues Grundmuster. Darauf hatten irgendwelche »Künstler« bestimmt Sprüche gesprayt, die ich nicht las, sondern nur an meinen Augen vorbeifliegen ließ.

Gefahr!

Es war wie ein elektrischer Schock, der mich erwischte. Die Haut auf meinem Rücken zog sich zusammen, ich merkte plötzlich, wie selbst

meine Füße eine Gänsehaut bekamen, und ich drehte mich langsam im Kreis, die Hand leicht angehoben, um schnell an die Waffe zu gelangen.
Es war niemand da.
Trotzdem sah ich etwas.
Es war ein Schatten auf einer Wand. Er war nicht schnell, er ließ sich Zeit, er war zunächst auch unförmig, aber er nahm, je näher er kam, immer mehr Form an, so daß ich eine menschliche Gestalt sah.
Ein Schatten, der mich bedrohte! Deshalb hatte ich ihn nicht sehen können.
Leider war es auch jetzt nicht greifbar. Er schien zwischen zwei unterschiedlichen Welten zu kleben, und ich hörte eine laute, dennoch wispernde Stimme.
»Wir sind allein, John Sinclair…«

***

Okay, er kannte meinen Namen. Ich wußte nicht, wer er war. Ich ließ ihn nicht aus den Augen, was nicht schwierig war, denn er bewegte sich nicht mehr.
Dieser Schatten wurde von keiner Person geworfen, also mußte er von sich aus existieren, und das war mehr als rätselhaft. Ich dachte noch immer über die Antwort nach und nickte vor mich hin.
»Gut, du hast dir meinen Namen merken können. Ich aber möchte gern wissen, wer du bist.«
Er gab mir eine Antwort. Nur anders, als ich sie mir vorgestellt hatte. »Vater, Mutter, Satanskind…«
Drei Begriffe, die mir die Augen öffneten. Sofort dachte ich zurück und erinnerte mich an dieses uralte Hotel im Südosten Deutschlands, in dem die Satansjünger gehaust hatten. Es lag schon eine Weile zurück, trotzdem konnte ich mich noch sehr gut an diesen Fall erinnern, besonders an das blonde Mädchen Pamela, das ich praktisch aus den Klauen der Satansjünger gerettet hatte. Auch ihre Eltern, die aus Aibon verbannt worden waren, hatten gerettet werden können, nur war es mir nicht gelungen, den Geist des Aleister Crowley zu zerstören.
Vater, Mutter, Satanskind - so hatte mich der Schatten angesprochen. Wenn ich näher darüber nachdachte, dann konnte dieser Schatten eigentlich nur mit der Welt zu tun haben, aus der Delia und Darius verbannt worden waren.
Dieser Schatten paßte zu Aibon, denn er gehörte zu den Gestalten, die einen bestimmten Namen hatten und mit gefährlichen Waffen ausgerüstet worden waren.
Zu den Männern in Grau!
Wenn das alles stimmte, mußte er der Verfolger gewesen sein, dann

hatte mich mein Gefühl nicht getrogen.

Ich blieb die Ruhe selbst, auch wenn ich den Schatten nicht aus den Augen ließ. »Gut, ich habe deine Botschaft verstanden«, sagte ich mit leiser Stimme. »Allein, was soll sie bedeuten?«

Wieder erreichte das Flüstern meine Ohren. Es schien direkt aus der Wand zu dringen. »Wir wollen wissen, wo sie sich befinden? Vater, Mutter und Kind.«

»Da fragst du mich?«

»Ja, du warst dabei.«

»Stimmt, und ich freue mich noch jetzt darüber, daß ich eingegriffen habe, aber ich kann dir nicht sagen, wo sie sich versteckt halten. Ich weiß es nicht. Die drei sind ihren eigenen Weg gegangen, ohne mich zu fragen. Reicht das?«

»Nein.«

»Was willst du noch?«

»Sie.«

Ich schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid, ich habe keine Ahnung. Ich war und ich bin nicht ihr Kindermädchen. Aber ich will in Ruhe gelassen werden.«

Die Gestalt in Grau dachte gar nicht daran. Ihre Umrisse in der Wand bewegten sich. Für mich sah es so aus, als würden sich die Steine zusammenziehen und an einer bestimmten Stelle schmaler werden, das mochte der Fall gewesen sein, jedenfalls nahm der Schatten eine dreidimensionale Form an und blieb vor mir stehen.

Jetzt war er da, der Mann in Grau!

Graue Kleidung, ein graues Gesicht, aber grünlich schimmernde Augen, der einzige Hinweis auf Aibon, auf das Land der Druiden. Ich konzentrierte mich weniger auf die Augen, dafür mehr auf seine Hände, die zu Fäusten geschlossen waren.

Ich ahnte, daß er nicht ohne Waffe gekommen war, und ich kannte auch die verheerende Wirkung der verfluchten energiegefüllten Steine, die ihr grünes Licht abschickten, das Menschen so leicht vernichten konnte. Bei mir würde er Schwierigkeiten haben, denn in meinem Besitz fand sich das Kreuz, das es auch schaffte, das Licht zu absorbieren.

»Was ist?« fragte ich.

Er schüttelte den Kopf und öffnete den beinahe lippenlosen Mund. »Ich gebe dir bis zum Abend Bedenkzeit. Dann will ich wissen, wo ich die drei finden kann.«

»Die Antwort kannst du schon jetzt haben.«

»Nein, bis zum Abend. Wenn nicht, werde ich anfangen, Dinge zu zerstören, die dir lieb und teuer sind. Denk an die Kraft des Druidenreichs, denk an Guywano…«

Daran dachte ich auch.

Ich wollte nicht die zweite Geige spielen, aber mein Sprung brachte mir nichts. Ich erreichte ihn gar nicht mehr. Schnell wie der Blitz war er in der Mauer verschwunden.

Wie ein Volltrottel blieb ich zurück.

***

Das Flötenspiel war einfach nicht zu überhören gewesen und hatte auch den Mann in Grau irritiert.

Es war eine unheimliche Musik. Melodisch und atonal zugleich. Dabei weich und auch schrill, und es war eine Musik, die der Gestalt in Grau überhaupt nicht gefiel, denn sie blieb nicht mehr so stehen, wie sie zuvor noch gestanden hatte. Sie ächzte, sie verzog das Gesicht, sie zuckte herum, wobei der in der Hand liegende Stein das grüne Leuchten verlor.

Die Musik beeinflußte die Gestalt.

Harry Stahl konnte kaum glauben, was er sah. Je mehr Töne ihnen entgegenwehten, um so schlimmer erging es dem anderen. Er hatte auch nicht mehr auf der Stelle stehenbleiben können, er drehte sich, er wankte dabei, er kippte, aber er fiel nicht zu Boden, weil er sich immer wieder abstützte. Die Zeit verging, und er wurde schwächer. Gleichzeitig aber nahm die Stärke des Detektivs zu.

Diese für ihn ebenfalls unbekannten Töne sorgten für einen Energiestrom, der nicht über ihn hinweg-, sondern in ihn hineinglitt, denn die Lähmung löste sich.

Es fing bei den Händen an. Da strömte das Gefühl wieder zurück in die Finger, so daß er die Hände zu Fäusten ballen konnte. Das Gefühl stockte nicht. Es rieselte hoch in die Arme, erreichte die Schultern, es drang in seinen Kopf, der sich so herrlich befreit anfühlte. Harry konnte nicht anders, er mußte zunächst einmal tief Luft holen.

Das tat ihm gut, sehr gut sogar. Der Druck war jetzt überall verschwunden, aber die Melodie blieb.

Sie jaulte in Höhen und Tiefen durch die Ruine, sie glitt über das Gestein hinweg, als wollte sie es streicheln, und selbst Harry empfand sie nicht mehr als zu unangenehm. Er hatte sich daran gewöhnt. Auch fühlte er sich stark genug, um sich aufrichten zu können, und er tat es mit einem Ruck.

Ein letzter, leichter Schwindel erfaßte ihn. Die Steine um ihn herum bewegten sich vor seinen Augen mit auf- und abschwappenden Bewegungen, dann sah er wieder klar.

Und er sah seinen Feind, den Mann in Grau!

Er hatte es nicht mehr geschafft. Was für den einen ein Elixier gewesen war, hatte bei ihm die umgekehrte Wirkung gezeigt. Es war ihm nicht länger gelungen, sich auf den Beinen zu halten. Von irgendwelchen Schlägen geschüttelt sackte er in die Knie, fiel dabei

gleichzeitig zurück und rutschte mit dem Rücken am Stein entlang zu Boden, wo er sich langsam zur Seite neigte.

Seinen seltsamen Stein hielt er noch immer fest, und auch die Melodien wehten über ihn hinweg.

Sie hörte der ehemalige Kommissar kaum, er konzentrierte sich auf den Stein, der wieder anfing zu leuchten, sein grünes Licht aber nicht gegen Harry schickte, sondern den Strahl zur anderen Seite hin richtete.

Er traf den Mann in Grau.

Wie ein Messer wühlte er sich in dessen Körper hinein. Er bohrte sich den Weg regelrecht frei und brannten die Eingeweide und was immer sich in diesem Körper befand, einfach weg.

Der Mann in Grau verging.

Ein Loch erschien in seiner Gestalt. Sie knisterte plötzlich, während die Töne und Melodien weiterhin über ihn hinwegtanzten. Das Loch weitete sich aus, es fraß den Körper, und Harry konnte nur mehr staunen. Obwohl etwas Unheimliches vor sich ging, etwas, das er sich nicht erklären konnte, war er fasziniert. Er schaute hin, er sah genau zu, denn er ging ebenfalls davon aus, daß hier vor seinen Augen kein Mensch starb, sondern eine andere Gestalt, die nur ein menschliches Aussehen angenommen hatte. Die aus einem Reich stammte, für das es keine Erklärung gab, das irgendwo zwischen Himmel und Hölle lag.

Der Mittelteil des Körpers war nicht mehr vorhanden. Zwischen Brustbein und Unterleib klaffte inzwischen ein riesiges Loch. Es war auch nicht mit grünem Licht gefüllt, es war einfach da, und an seinen Rändern zitterte es weiter. Bei jedem Zittern breitete es sich aus, es sank nach unten und begann damit, die Oberschenkel verschwinden zu lassen. Es folgten die Knie, die Waden, letztendlich die Füße.

Das war nicht alles, denn die unerklärliche Kraft verteilte sich gleichzeitig zur anderen Richtung hin. Die Arme verschwanden, der Rest der Brust ebenfalls, und als die Melodie plötzlich verstummte, lag nur mehr der Kopf der Gestalt auf dem kalten Boden, wobei kein Tropfen Blut geflossen war.

Harry Stahl war gespannt darauf, wie es weiterging. Er atmete tief ein, um eventuell schreien zu können, doch er blieb stumm, als er eine zweite Person näher kommen hörte. War es der Flötenspieler? War er der Lebensretter, oder würde ihm das gleiche Schicksal bevorstehen wie dieser grauen Gestalt? Harry schwankte zwischen Hoffen und Bangen.

Er sah ihn nicht, doch er hörte, daß er über den Steinboden schritt, fast so leise wie der Mann in Grau.

Harry hatte sich hingestellt und an einem Ruinenstück Halt gefunden. Seine rechte Hand lag auf dem Rand der niedrigen Mauer. Er spürte schon, wie die Finger und auch der Arm in der Beuge

zitterten, und als er nach links schaute, sah er endlich den Schatten.

Es war ein Mann, der geflötet hatte.

Sein Instrument hielt er noch in den Händen. Es warf vor den Fingern einen schmalen Schatten, vergleichbar mit der Länge eines Zigarillos. Leider war es zu dunkel, um den Mann genau erkennen zu können, aber die ungewöhnliche Kleidung fiel Harry schon auf. Setzte sie sich aus Lumpen zusammen, die nicht richtig zusammengenäht worden waren? Jedenfalls bewegte sie sich nur bei den Schritten, auch der Wind spielte mit den Stoffetzen.

Der Ankömmling interessierte sich überhaupt nicht für Harry. Er wandte sich dem Rest zu, der von dem Mann in Grau zurückgeblieben war, dem einsam daliegenden Kopf.

Er schaute ihn an.

Harry riskierte es und ging so weit vor, bis auch er das Gesicht trotz der Dunkelheit besser erkennen konnte. Das grüne Leuchten lag noch in den Augen, aber es hatte sich abgeschwächt und war nicht mehr als ein leichtes Glimmen.

Was würde geschehen?

Harry wartete zitternd. Daß er überhaupt noch zitterte, lag an seiner eigenen inneren Spannung.

Furcht verspürte er nicht mehr. So seltsam der Flötenspieler auch aussah, er hatte ihm das Leben gerettet und flößte ihm Vertrauen ein.

Der Kopf konnte sprechen. Ruckartig bewegte sich dabei der Mund. Ein Wort nur preßte er hervor.

»Du…«

»Ja, ich.«

»Der Rote Ryan.«

»Ich wußte doch, daß ihr nicht aufgeben wolltet. Du nicht und auch deine Artgenossen nicht. Es kann und darf für euch keine Niederlage geben. Ihr wollt euch immer das zurückholen, was euch einmal gehört hat. Aber nicht mit mir, nicht mit uns, dem wahren Aibon. Ich habe meine Augen offengehalten, für mich ist der Weg in diese Welt nicht versperrt, und ich möchte nicht, daß es wieder Tote gibt. Ihr sollt sie in Frieden lassen, verstanden?«

Aus dem Mund drang ein Lachen. »Nein, nie. Wir werden sie finden. Ich nicht mehr, aber andere.«

»Auch deine Freunde können sich vor mir nicht verstecken.«

»Du kannst nicht überall sein.«

»Das stimmt. Aber ihr wißt nicht, wo sich die drei versteckt halten. Das ist unser Vorteil. Ihr müßt euch an die wenden, die mit ihnen zu tun hatten. Ich weiß, daß ihr bei dem schwächsten Glied in der Kette begonnen habt, aber das nächste wird stärker sein, denke ich. Ich glaube nicht, daß ihr mächtiger seid als der Geisterjäger…«

Harry Stahl hatte genau zugehört. Als der Begriff Geisterjäger

gefallen war, hatte er das Gefühl gehabt, von einem Stromstoß durchzuckt zu werden.

John Sinclair!

Himmel, sein Name war gefallen!

Er schluckte, obwohl der Mund trocken war. Das durfte doch nicht wahr sein! Das war nicht zu fassen. Das war… Himmel… das war einfach verrückt!

»Auch ihn bekommen wir!«

»Du nicht mehr!«

»Wir sind bereits dabei.«

Der Rote Ryan nickte. »Ich kann es mir denken, aber über John Sinclair brauche ich mir keine Sorgen zu machen. Ich weiß, daß es gewisse Dinge gibt, die ebenso stark sind wie die schlimme Seite des Landes Aibon. Sie heben sich auf, und ich weiß ferner, daß auch ein John Sinclair nichts über den Verbleib der Familie bekannt ist.«

»Er wird unter der Folter reden.«

»Nie!«

Der Rote Ryan hatte genug gesprochen, und Harry, der sehr genau hinschaute, bekam mit, wie der Mann die Flöte anhob und das Mundstück an seine Lippen setzte.

Dann fing er an.

Wieder blies er eine Melodie, die man als solche kaum bezeichnen konnte. Sie war einfach anders, sie war so sanft und gleichzeitig so schrill. Sie tönte, sie jubilierte, sie zeigte auch Schmerz, aber sie verlor nie ihre Wirkung.

Als unheimliches und hohl klingendes Pfeifen drangen die letzten Klänge aus der Flöte, deren Material hell schimmerte, als wäre sie aus einem besonderen Holz hergestellt worden.

Die Töne jaulten gegen den Kopf.

Harry wußte, was folgte.

Er war von diesem unheimlichen Vorgang fasziniert, denn es ging wieder weiter.

Der Kopf löste sich auf.

Das Kinn verschwand zuerst, dann war die rechte Seite des Kopfes an der Reihe, und es löste sich die Wange auf.

Immer höher wanderte dieser unheimliche Vorgang, er erfaßte das Auge, das für einen Moment grünlich nachzuckte, als hätte es noch einmal Farbe bekommen.

Dann war es weg!

Harry begriff nichts mehr. Er wußte auch nicht, was er noch tun sollte. Er stand da, und sein Mund ließ sich nicht mehr schließen. Ein Lachen drang nicht über seine Lippen, auch kein Seufzen, es war einfach nicht mehr zu fassen. Sein Gefühl schwankte zwischen Faszination und Grauen, und er schüttelte, als er sich bewegen konnte,

einige Male den Kopf. Der andere Kopf bestand nur mehr aus einer Lücke oder aus einer Hälfte, die noch übriggeblieben war.

Nicht mehr lange.

Der Rote spielte, und die Wanderung des Auflöseprozesses ließ sich nicht stoppen. Diesmal wurde der Kreis eingehalten, denn nun war die Stirn an der Reihe.

Sie verschwand, während des Flötenspiels. Der Mann in Grau hatte plötzlich nur noch ein Auge.

Grünes Licht funkelte darin, doch der Flötenspieler kannte kein Pardon.

Er schaffte auch dies.

Das Auge verschwand, und der Zuschauer hatte das Gefühl, es zischen zu hören.

Dann gab es nichts mehr. Aus, vorbei…

Die Hände des Flötenspielers sanken zugleich mit dem Instrument nach unten. Sein Gesicht und seine Haltung hatten sich dabei nicht verändert. Er drehte nur ein wenig den Kopf, um Harry Stahl anschauen zu können.

Es war dunkel, dennoch bekam der Detektiv diesen Blick genau mit. Er funkelte ihn an, er war anders, er lotete aus, er suchte und forschte in seinem Gesicht.

Aber auch Harry wollte den anderen sehen und wunderte sich im nächsten Moment über seinen eigenen Mut. Da nämlich hatte er in die Tasche gegriffen und seine Lampe hervorgeholt. Bisher war es ihm nicht vergönnt gewesen, die gesamte Gestalt zu sehen. Das sollte sich ändern, und der rote Ryan hatte nichts dagegen, als ihn der Lichtstrahl erwischte. Er zwinkerte nicht einmal mit den Augen, aber auf das Gesicht hatte Harry auch nicht gehalten.

Ihm reichte die Kleidung des Menschen, und der erste, auch im Dunkeln erlebte Eindruck hatte ihn nicht getäuscht. Dieser Mann war angezogen wie…

Er wußte es nicht, er konnte es nicht sagen und suchte vergeblich nach irgendwelchen Vergleichen.

Sollte er ein Lumpensammler sein, der seine Kleidung eben aus diesen Sachen hergestellt hatte?

Es kam ihm beinahe so vor. Er verband auch den Mann mit einem Stück Natur, mit einem Waldläufer aus irgendwelchen Western-Geschichten. Hier kam eben so vieles zusammen, aber die reine Wahrheit traf er mit seinen Ansichten bestimmt nicht.

An der Gestalt hoch wanderte die Lichtlanze. Der Mann rührte sich nicht, er nahm es auch hin, als sein Gesicht durch den hellen Lichtkreis aus dem Dunkel zwischen den Ruinen gerissen wurde. Die Haut war relativ blaß, worüber sich Harry wunderte. Im krassen Gegensatz dazu stand das feuerrote Haar, es wuchs wie ein wilder

Besen auf seinem Kopf. Da standen die Haare in die Höhe, sie sahen so aus, als wäre noch nie ein Kamm durch sie gefahren.

Und dann die Augen.

Grün und dabei leicht blaß. Je nachdem wie das Licht gegen sie fiel, wirkte sie mal intensiv, mal weniger kräftig. Dieser Mann war ein Phänomen. Harry hatte sich zumindest soweit gefangen, daß er eine Frage stellen konnte. »Wer… wer… sind Sie?« hauchte er. »Wer bist du…?«

»Der Rote Ryan.«

»Was genau?«

Er wiederholte den Namen, wobei über seine Lippen ein leicht spöttisches Lächeln floß.

Harry nickte, obgleich es nichts zuzustimmen gab. »Wenn du der Rote Ryan bist, womit ich nichts anfangen kann, dann möchte ich dich fragen, wo du herkommst?« Er gab sich selbst eine Antwort.

»Aibon?«

»Ja.«

»Und was willst du hier?«

»Dich schützen.«

Das nahm Harry zunächst einmal hin. »Gut, mich schützen. Aber du kennst auch John Sinclair?«

»Sicher.«

»Bist du ein Freund?«

Die Gestalt aus dem Druidenland Aibon lächelte. »Das will ich nicht unbedingt behaupten. Freundschaft ist etwas anderes. Wir sind keine Feinde und vertreten im Prinzip die gleichen Interessen.«

Damit konnte der gute Harry zwar nicht viel anfangen, er nickte nur und ließ es dabei geschehen.

Schnell wechselte er das Thema. »Hier können wir ja wohl nicht bleiben - oder?«

»Nein.«

»Auch wo die Gestalt tot ist?«

»Es werden andere erscheinen, denn in dieser Umgebung gibt es den Zugang zu meinem Land.«

Harry Stahl hatte zugehört und nickte heftig. Ihm war da etwas in den Sinn gekommen. »Ja.« flüsterte er und konnte dabei einen Schauer nicht unterdrücken. Gleichzeitig stieg die Erinnerung in mehreren Bildern in ihm hoch. Er sah sich wieder in der leeren Vorhalle des Hotels am Fahrstuhl stehen und in den Schacht schauen. Allerdings in einen Schacht, der ihm endlos vorgekommen war, in dessen Tiefe sich allerdings ein Bild abgezeichnet hatte. Eine Frau, ein Mann und ein Kind, gefangen auf einem Gelände, das wie eine Insel aussah - ein Teil von Aibon. Das andere Land, so geheimnisvoll - auch sein Freund John Sinclair hatte es erwähnt. Der John Sinclair, dessen Beine in den

Schacht hinabtaumelten und der sich nur mit den Händen hatte am Rand festhalten können. Es war schon einem Wunder gleichgekommen, daß er nicht abgestürzt war.

»Warum schweigst du?« wurde Harry angesprochen.

Er hob die Schultern. »Es sind die Bilder der Erinnerung. Ich weiß jetzt, was du gemeint hast. Das Tor zu Aibon.«

»Richtig. Und ich will es schließen.«

Stahl räusperte sich. Er ging einige Schritte zur Seite und bewegte sich im Kreis. »Hier sind die Spuren nach wie vor«, murmelte er, »nichts ist anders geworden. Das Feuer hat das alte Hotel vernichtet.« Er blieb stehen und konzentrierte sich auf den Roten Ryan. »Oder kann es auch den Zugang zu deinem Land zerstört haben? Ist das möglich?«

»Nein, nicht bei einem normalen Feuer.«

»Dann muß er also noch existieren.«

»Er existiert.«

»Hast du ihn nicht genommen?«

Der Rote Ryan schüttelte den Kopf. »Ich bin einen anderen Weg gekommen, mein Lieber.« Er lächelte. »Es gibt einige, aber dieser Mann in Grau hat ihn benutzt. Ich bin hier, um den Eingang zu verschließen. Er soll keine Gefahr mehr darstellen. Ich will die Verbindung zischen dem Bösen, das hier noch lauert, und Aibon nicht haben. Das Kapitel muß abgeschlossen werden.«

Harry gab ihm recht. »Prinzipiell bin ich damit einverstanden. Allerdings denke ich auch an die Familie. Was ist mit ihr? Mit der Mutter, dem Vater, dem Kind? Man hat mir deutlich genug erklärt, daß sie gesucht werden. Wenn mich nicht alles täuscht, will man sie töten. Befinden sie sich denn an einem sicheren Ort?«

»Das kann ich dir nicht sagen.«

»Du hast sie nicht in Aibon gesehen? Harry war schon erstaunt. Seine Idee fiel wie ein Kartenhaus zusammen.«

»So ist es.«

»Und wo könnten sie dann sein?«

Der Rote Ryan hob die Schultern. »Es gibt zahlreiche Möglichkeiten für die drei. Wir dürfen nicht vergessen, daß es Menschen gibt, die sich auch in ihrer Welt wohl fühlen. Ich hoffe für sie, daß sie ihren Platz gefunden haben.«

»Und dieser Mann in Grau? Können wir davon ausgehen, daß er allein gewesen ist?«

»Nein, das können wir nicht. Sie sind oft zu zweit oder zu dritt. Sie agieren meist nicht gemeinsam, aber sie finden wieder zusammen. Ich rechne mit weiteren Gegnern, und du mußt auch daran denken, daß du es nicht allein gewesen bist, der gegen diese finsteren Machenschaften gekämpft hat. Es gibt da noch einen anderen.«

»John Sinclair.«
»Sicher.«
»Moment.« Harry überlegte. »Soll das heißen, daß sich einer dieser Männer auch an John gewandt hat?«
»Davon können wir ausgehen.«
»In… in… London?«
»Bestimmt.«
Harry rieb seine Hände. »Verdammt noch mal, dann sollten wir jetzt Kontakt mit ihm bekommen.«
»Später. Erst muß ich den Zugang finden.«
»Da kann ich dir helfen.«
Der Rote Ryan lächelte Harry an. »Ich weiß schon, wohin ich gehen muß, keine Sorge.«
Stahl war gespannt. Er bewunderte die Sicherheit dieses so ungewöhnlich gekleideten Menschen.
Für ihn war er ein Naturbursche der ganz besonderen Art. Einer, der genau wußte, was er wollte, der sich durch nichts von seinem Weg abbringen ließ.
Es gab kein Dach mehr. Die alten Balken hatten ebenfalls sehr schnell Feuer gefangen und waren zusammengebrochen. In einem Inferno aus Rauch und Flammen hatten sie alles unter sich begraben, und der Wind hatte die Asche verweht.
Der Rote Ryan wußte genau, wie er sich zu bewegen hatte. Harry beobachtete ihn genau. Er schaute zu, wie er seine Kreise zog, die Arme ausgestreckt und die Hände gespreizt hielt. Dabei erinnerte er an einen Wünschelrutengänger, der sein Instrument vergessen hatte und trotzdem nicht aufgeben wollte.
Der Mann aus Aibon tauchte zwischen den geschwärzten Resten unter und blieb an einer bestimmten Stelle stehen. Dort fing sich der Wind. Er spielte mit der Kleidung und den Haaren des Roten Ryan, der einen doch sehr nachdenklichen Eindruck machte.
Harry Stahl war neugierig geworden. Er wollte diesen geheimnisvollen Fremden endlich in Aktion sehen und war beinahe enttäuscht, als er mitbekam, daß dieser nichts tat. Der Rote Ryan stand an einer bestimmten Stelle und schaute zu Boden.
»Ist was?« fragte Harry.
Der andere nickte. »Ich möchte dich noch einmal fragen, ob es hier gewesen ist?«
»Tja, ich weiß nicht so recht. Es müßte hier gewesen sein. Hier hat diese Vorhalle gestanden. An der einen Wandseite gab es den Fahrstuhl, der plötzlich keinen Boden mehr hatte.«
Ryan schlug einen Kreis mit der Hand, als wollte er etwas abmessen. Harry Stahl trat sicherheitshalber zurück. Er wollte den Mann auf keinen Fall stören. Die Konzentration hatte sein Gesicht hart werden

lassen. Unter dem Haar schimmerte die Haut bleich in der Dunkelheit. Er bewegte zwar den Mund, sprach aber nicht.

Erst als der Rote Ryan stehenblieb, traute sich Harry, ihn anzusprechen. »Und? Was hast du herausgefunden?«

»Nichts.«

»Geschlossen?«

Ryan lächelte flüchtig. »Ich werde es herausfinden. Sollte es tatsächlich der Fall sein, werden wir den Zug öffnen müssen. Ich gehe davon aus, daß Guywanos Hüter es geöffnet und anschließend wieder hinter sich geschlossen hat.«

»Weißt du es?«

Ryan schaute den Frager unwillig an. Harry verstand den Blick. Er trat zurück und nahm sich vor, den anderen bei seiner Arbeit nicht mehr zu stören.

Der Mann aus Aibon wußte genau, was er zu tun hatte. Er hob seine Flöte an und setzte das schmale Mundstück an die Lippen. Für Harry war dieses Instrument so etwas wie ein Zaubermittel. Er konnte darüber nur immer wieder staunen.

Der Rote Ryan blies.

Es waren zunächst leise und lockend klingende Töne, die er produzierte. Sehr weich floß die Melodie in die Stille der Landschaft hinein. Sie wimmerte durch die klare Luft, sie umwehte die Felsen wie ein unsichtbarer Schal, und Harry mußte zugeben, daß ihn die Melodien ebenfalls in den Bann zogen, so ungewöhnlich und fremd sie sich auch anhörten. Er glaubte, sie tanzen zu sehen. Sie hatten etwas Konkretes für ihn bekommen, sie waren vorhanden, sie flossen, sie bewegten sich, sie drangen in die Höhe, wo sie sich verloren, aber sie kehrten gleichzeitig auch zurück und erreichten seine Ohren. Es war einfach eine Gewöhnungssache für ihn, und er merkte auch, daß ihn diese Melodie die Welt um ihn herum vergessen ließ.

Harry stand zwar mit beiden Beinen auf dem Boden, gleichzeitig hätte er sich nicht gewundert, wenn er davongeschwebt wäre. Hinein in irgendeine Sphäre, wo andere Gesetze herrschten, einem Land entgegen, das auf den geheimnisvollen Namen Aibon hörte.

Auf dem Boden war der Zugang zu diesem Reich gewesen. Und genau dort veränderte sich diese Welt.

Plötzlich flimmerte die Luft. Die Klänge wehten dagegen, sie waren nicht mehr so abstrakt, sie holten etwas hervor. Da setzte sich die Melodie in Materie um.

Bilder entstanden…

Zuerst schwach nur, aber sie stiegen von unten hier in die Höhe, und gleichzeitig löste sich die Welt, in der sich Harry befand, allmählich auf.

Sie trat zurück.

Die schwarzen Ruinen wurden zuerst von einem Schleier umfangen, der von Sekunde zu Sekunde an Dichte zunahm, um sie letztendlich ganz zu umschlingen und unsichtbar zu machen.

Es gab sie nicht mehr.

Es gab nur Aibon…

Das Flötenspiel hatte die fremde Welt herbeigezaubert. Ein Land hinter dem Regenbogen, ein Stück zwischen Himmel und Erde, das geheimnisvolle Druidenreich.

Der Rote Ryan spielte noch immer. Es war ihm nicht genug. Er wollte Aibon ganz aus dieser Versenkung holen, denn noch schwammen die Umrisse des Landes wie in einer geheimnisvollen Soße, die ein genaues Erkennen nicht möglich machte.

Harry Stahl war trotzdem fasziniert. Er wußte nicht einmal, in welch einer Zeit er stand. Ob in der Realität oder schon gefangen in diesem wundersamen Land.

Die Luft hatte sich ebenfalls verändert. Sie kam ihm wärmer vor, angenehm, und ebenso war es mit dem Geruch. Der war anders, er paßte nicht in diese Jahreszeit, denn es war der Geruch von Frühling, von frischem Gras und den ersten Blüten. Harry hatte das Gefühl, auf Wanderschaft zu sein.

Immer wieder strich er über seine Augen, als wollte er ständig herausfinden, ob er nun einen Traum erlebte oder nicht.

Es war kein Traum.

Er hörte und sah alles.

Der Duft drang in seine Nase. Er füllte sein Gehirn aus. Er war einfach wunderbar, und Harry hatte das Gefühl, im Kopf immer klarer zu werden. Er verglich dies mit einer magischen Kur, die er hinter sich gelassen hatte.

Ein warmer Luftzug streifte ihn. Das Flötenspiel wehte durch seine Ohren, und vor ihm hatte sich der Boden geöffnet. Da war der Durchgang geschaffen worden, aber er sah das fremde Land nicht nur, wenn er hinunterschaute, es war aus der Tiefe in die Höhe gestiegen und begann damit, ihn zu umarmen.

Harry Stahl hatte eigentlich nie an Wunder geglaubt. Was er in dieser Nacht erlebte, das kam schon einem Wunder gleich, und dieses Wunder nahm an Größe zu.

Aus den Tiefen dieses geheimnisvollen Landes Aibon stieg etwas hervor.

Zuerst war es für den beobachtenden Harry nicht mehr als ein weißer Fleck oder ein dicker Nebelstreifen, der sich immer mehr ausbreitete. Aber bei genauerem Hinschauen bekam er mit, daß sich in dem Nebel etwas bewegte.

Harry zwinkerte.

Eine Gestalt?

Ja, aber nicht allein.
Diese Gestalt hockte hoch aufgerichtet und mit erhobenen Armen auf einem weißen Pferd.
Sie stieg höher, sie tat nichts, Wind spielte mit ihrem weißen Kleid, das sich wie eine dünne Fahne um den nackten Körper gelegt hatte. Langes Blondhaar wehte in den Nacken der Person, und der Aibonwind spielte mit der Mähne des Schimmels.
Hatte der Rote Ryan das gewollt?
Harry schaute ihn an.
Er spielte nur noch leise und setzte genau in diesem Augenblick seine Flöte ab.
Er bewegte seine Lippen, und ein Wort nur drang dem Detektiv entgegen. »Ribana, meine Liebe…«
Harry begriff nichts mehr!

***

Es lag auf der Hand, daß ich an diesem Morgen nicht eben mit einer tollen Laune mein Büro betrat.
Ich war auch nicht sauer, aber nachdenklich geworden, denn diesen Mann in Grau nahm ich keinesfalls auf die leichte Schulter.
Er war gekommen, um etwas herauszufinden, was für ihn ungemein wichtig war. Er wollte die Familie zurück, nur wußte ich nicht, wie ich ihm dabei helfen konnte. Zudem wollte ich es auch nicht.
Die dreiköpfige Familie sollte weiterhin an einem sicheren Ort glücklich und zufrieden leben, denn ich ging davon aus, daß sie ihn erreicht hatte. Und mir brauchten sie dabei keinen Bescheid zu geben.
In dem leeren Vorzimmer blieb ich stehen. Etwas irritiert, wie ich selbst zugeben mußte. Daß Glenda nicht anwesend war, damit hatte ich überhaupt nicht gerechnet. Sie gehörte zu den pünktlichsten und zuverlässigsten Personen, die ich kannte. Gut, sie konnte sich verspätet haben. Das passierte jedem Menschen. Es gab immer wieder Zwischenfälle, die für eine derartige Verspätung sorgten, aber bei Glenda war es schon ungewöhnlich.
Eine Hoffnung gab es noch. Sir James, mein Chef, war sicherlich schon im Haus. Wenn Glenda sich verspätet hatte, dann wußte er bestimmt darüber Bescheid.
Noch vom Vorzimmer aus rief ich ihn an. Er hob auch sofort ab, wobei ich mich nach dem Morgengruß erst gar nicht mit langen Floskeln aufhielt und augenblicklich zur Sache kam.
»Glenda ist noch nicht im Büro, Sir. Hat sie Ihnen eine Nachricht hinterlassen, daß sie später kommen will?«
»Nein!«
Eine knappe und kalte Antwort, die mich trotzdem schlucken ließ. »Also nicht«, murmelte ich.

»So ist es. Warum fragen Sie, John? Machen Sie sich Sorgen um Miß Perkins?«

»Allerdings.«

»Wollen Sie zu mir kommen?«

»Es wird am besten sein.«

Zwei Minuten später saß ich Sir James gegenüber. Er erfuhr, was mir widerfahren war und schüttelte bei meinem Bericht hin und wieder den Kopf. »Das ist nicht möglich?« flüsterte er. »Sie haben da einen Fall ausgegraben, der schon ein Jahr zurückliegt?«

»Irrtum, Sir. Nicht ich habe den Fall ausgegraben, sondern die anderen haben ihn wieder hervorgeholt.«

»Ja, das stimmt.«

»Ich weiß wirklich nicht, ob Glendas Verspätung damit in einem Zusammenhang steht, aber ich rechne mit allem.«

Durch die Gläser seiner Brille schaute er mich scharf an. »Denken Sie an eine Entführung?«

»Ja, an ein Druckmittel.«

Er räusperte sich. »Das ist natürlich nicht gut, John, überhaupt nicht. Nur - was hätte die andere Seite davon?«

»Sie will drei Personen zurückhaben, die verschwunden sind. Sie will, daß ich sie finde.«

»Und sie wissen nicht, wo sich diese Familie aufhält?«

»Richtig.«

»Das ist in der Tat ein Problem, sollte es so kommen, wie Sie es angenommen haben. Probleme allerdings sind da, um sie zu lösen. Haben Sie schon über eine Lösung nachgedacht?«

Ich wiegte den Kopf. »Noch nicht, ich war etwas geschockt. Könnte mir allerdings vorstellen, noch zu warten. Sollten die Hüter Aibons, diese Männer in Grau, hinter der Entführung stecken, dann sehe ich ziemlich schwarz.«

»Ich auch.« Sir James räusperte sich. »Sie können ihnen auch nicht begreiflich machen, daß sie nichts wissen.«

»Nein, sie glauben mir nicht.«

Mein Chef senkte den Blick. Dann griff er zum Telefon. Glendas Privatnummer kannte er ebenso wie ich. Es läutete wie verrückt, doch niemand hob ab. Mit einem ziemlich harten Ausdruck um die Mundwinkel legte er auf. »Die Chancen für einen positiven Ausgang dieses Falles schwinden immer mehr.«

»Das sehe ich auch so.«

»Und wir können nichts tun?«

»Nein, Sir. Uns sind die Hände gebunden. Wir müssen darauf warten, daß sich die andere Seite meldet. Sie wird es, das glaube ich zumindest, immer und immer wieder versuchen, denn sie braucht einen Erfolg.«

»Warum?«
»Ich weiß es nicht, Sir. Es geht, denke ich mal, gegen ihre Ehre. Sie können es nicht verkraften, daß sich eine Familie irgendwo wohl fühlt, die einmal in der Druidenwelt gelebt hat und dann ausgestoßen wurde. Das muß ihre Denkweise sein.«
»Der Fall passierte in Germany, wenn ich mich recht erinnere.«
»Ja, in einem alten Hotel, das bereits seit vielen Jahren leerstand. Es war der Hort der alten Crowley-Diener und gleichzeitig ein Zugang nach Aibon. Es hat da ein transzendentales Tor existiert, verborgen im Schacht eines Fahrstuhls. Crowleys Geist wollte durch dieses Mädchen Pamela Zugang zu Aibon bekommen, das ist ihm nicht gelungen.«
»Durch Ihren Einsatz, John?«
»Auch.«
»Mal nicht so bescheiden! - Die Sache war aber nicht beendet«, murmelte Sir James, »wenn ich mich richtig erinnere.«
»Nein, das war sie nicht. Es gab da die Sache in den Staaten mit Crowleys Herz, aber direkt hatte es nichts mit dem Fall in Germany zu tun. Dort ist der Stützpunkt dieses widerlichen Hexers vernichtet worden. Allerdings konnte ich das Tor zu Aibon nicht schließen. Das ging wirklich über meine Kräfte.«
»Verständlich.« Sir James schaute mich von der Seite her an. Ich konnte mir gut vorstellen, was sich in seinem Kopf abspielte. Da waren Gedankengänge vorhanden, denen auch ich folgte, mich jedoch zurückhielt, weil ich ihn reden lassen wollte. Sehr bald schon sprach er aus, was er dachte. »Es wäre durchaus möglich, daß sich der Fall wieder nach Germany verlagert. Brauchen Sie ein Ticket?«
Ich lächelte. »Sicherheitshalber.«
»Fliegen Sie nach Dresden?«
»Oder Leipzig. Das bleibt sich gleich.«
Der Superintendent nickte. »Sehr gut, John. Ich denke, wir kommen da zusammen.«
Mein Lächeln blieb an den Mundwinkeln kleben. »Wenn Sie meinen, leiten Sie das in die Wege.«
»Und ob ich das meine.«
Ich wartete, bis er das Ticket bestellt hatte. Zwischendurch hoffte ich immer, daß sich die Tür öffnen und Glenda das Büro betreten würde, aber diese Hoffnung erfüllte sich leider nicht.
Das Ticket wurde reserviert. Wenn nötig würde ich heute noch starten können.
»Ich hoffe nur«, sagte Sir James, »daß sich alles zum Guten hin wendet.«
»Da sprechen Sie mir aus der Seele.«
Daran glauben allerdings konnte ich nicht. Noch immer in Gedanken versunken, betrat ich das Vorzimmer, in dem Glenda Perkins sonst

wirkte. Es war so leer, mir kam es auch von der Temperatur her kalt vor, das war sicherlich nur Einbildung. Auch in meinem Büro saß niemand. Suko und Shao waren ebenso verschwunden wie Glenda, nur verhielt es sich bei ihnen beiden völlig anders.

Nicht einmal einen Kaffee hatte ich auf meiner Arbeitsstelle getrunken. Ich wollte mir auch selbst keinen kochen. In dieser Situation hätte er bestimmt nach Galle geschmeckt.

Ich stellte mich an das Fenster und schaute hinaus in den Tag. Er war ebenso trübe wie meine Stimmung, zum Glück regnete es wenigstens nicht.

Ich rauchte eine Zigarette und schaute zu, wie sich der Rauch vor der Scheibe verteilte.

Weißgrauer Rauch…

Normal - oder?

Ich war irritiert, denn plötzlich zeigte sich der Rauch leicht verändert. Ein dunkler Schatten durchwehte ihn, und gegen Schatten war ich seit einiger Zeit allergisch.

Der Mann in Grau!

Ich spürte es kalt über meinen Rücken rieseln und hörte zugleich ein klackendes Geräusch hinter mir.

Ich drehte mich um.

Genau dort, wo Suko und mein Schreibtisch sich berührten, lag ein Gegenstand. Er funkelte im Licht der Lampe. Er sah nicht nur aus wie ein Schmuckstück, er war es auch.

Ich ging auf den Schreibtisch zu, sah die Brosche mit den bunten Perlen und wußte Bescheid.

Dieses Stück gehörte Glenda Perkins!

***

Es stimmte also. Meine Vermutung hatte sich zur Gewißheit gesteigert. Glenda Perkins befand sich in der Gewalt dieser Aibon-Hüter, denn nicht grundlos hatten sie mir diesen Beweis auf den Tisch gelegt.

Innerlich zitterte ich. Meine Hände aber blieben ruhig, die Bewegungen ebenfalls. Ich streifte die Asche der Zigarette ab, bevor sie zu Boden fallen konnte, nahm die Brosche in die Hand und ging um den Schreibtisch herum zu meinem Stuhl, auf den ich mich setzte und keinesfalls in große Panik verfiel.

Ich wartete ab.

Die Brosche lag vor mir.

Nicht sie schaute ich an, sondern ließ meine Blicke durch das Büro wandern. Diese Schatten hatte ich mir auf keinen Fall eingebildet, er war vorhanden gewesen, er hatte sich lautlos innerhalb der vier Wände bewegt, und er würde ebenso schnell wieder verschwinden

können, wie er aufgetaucht war.
Nur zeigte er sich nicht.
Er spielte mit mir.
Er wollte mich psychisch foltern.
Ich wartete...
Die Sekunden tickten dahin. Kein Laut unterbrach die Stille. Auch vom Vorzimmer hörte ich nichts, denn ich hatte die Tür nicht geschlossen. Als ich den Kopf drehte und hinschaute, da sah ich plötzlich dicht hinter der Türschwelle die Bewegung. Ich schnellte hoch - und brauchte nicht hinzulaufen, denn der Schatten hatte sich verändert und war zu einem Mann in Grau geworden.
Ich setzte mich wieder hin.
Der Mann in Grau blieb stehen. Er schaute mich an, und in seinen Augen sah ich das kalte, grüne Aibonlicht leuchten. Es kam mir vor, als wären seine Pupillen angemalt worden. Diese Farbe stand im krassen Gegensatz zum Grau der Haut, die sich von der Kleidung so gut wie nicht abhob. Beide Arme hingen locker zu beiden Seiten des Körpers nach unten, wobei die rechte Hand zur Faust geschlossen war.
Ich- konnte mir sehr gut vorstellen, was diese Gestalt da vor mir versteckt hielt. Es war der Stein, eine magische Waffe aus dem Paradies der Druiden, etwas, mit dem Dimensionen überbrückt werden konnten. Sie zeigte ihn nicht, doch auch so war sie sich ihrer Macht bewußt und betrat mein Büro.
Wer diese Männer in Grau waren, das wußte ich zwar, aber ich hatte über ihren Hintergrund keine Ahnung. Sie bezeichneten sich als Hüter Aibons, das mochte mal gestimmt haben, doch sie hatten sich, das stand fest, auf die andere Seite geschlagen, auf die des Druidenfürsten Guywano, dessen Machthunger mit dem des Teufels gleichzog, denn Guywano wollte das gesamte Land Aibon unter seine Kontrolle bringen und sich nicht mit der Hälfte zu begnügen. Er wollte das Gebiet der gefallenen Engel zu seinem Reich machen, es sollte dort so aussehen wie in seiner Hälfte. Keine blühende Landschaft, sondern Krater und ein Gelände, das steinig war und überhaupt keine Flora zuließ.
Dagegen standen die positiven Kräfte.
Sie hatten sich zusammengefunden und bildeten eine Barriere. Bisher hatte Guywano sie nicht durchbrechen können, aber er versuchte es mit immer neuen Tricks und hinterlistigen Mitteln. So würde es auch mit der verschwundenen Familie laufen. Wenn er sie in sein Reich ziehen konnte, hatte er wieder einen Teilsieg errungen, aber die drei Mitglieder waren verschwunden, und niemand wußte, wo sie sich aufhielten.
Auch ich nicht. Und das mußte ich diesem Mann in Grau zunächst einmal klarmachen.

Er war stehengeblieben. Er hatte auch die menschliche Sprache gelernt, nur klang es bei ihm anders als bei einem normalen Menschen. Angestrengter oder knarrender, als hätte er Mühe, jedes einzelne Wort hervorzupressen.

»Du kennst die Brosche?«

»Ja.«

»Du weißt auch, wem sie gehört?«

»Natürlich.«

»Dann dürfte dir alles klar sein. Ich will es trotzdem sagen. Ich habe die Frau geholt.«

Ich nickte und legte meine rechte Hand flach auf den Schreibtisch. »Wo befindet sich Glenda Perkins jetzt?«

Die Antwort erfolgte prompt. »Das werde ich dir dann sagen, wenn ich die drei Personen sehe.«

»Darius, Selia und Pamela.«

»Du hast die Namen gut behalten.«

»So etwas kann man nicht vergessen.«

»Dann sag mir, wo ich sie finden kann.«

Auch wenn er noch so oft fragte, ich wußte es nicht. Ihm das begreiflich zu machen, würde verdammt Schwerfallen.

Der Mann in Grau verlor immer mehr von seiner Geduld. »Ich an deiner Stelle würde reden, denn noch lebte deine Freundin. Das muß aber nicht so bleiben.«

»Ich weiß.«

Er tat nichts, stand an der Seite vor meinem Schreibtisch und sah beinahe so aus wie ein normaler Besucher. Das aber war er nicht, kein Besucher, kein Mensch - oder doch?

Ich war mir nicht im klaren darüber, woher diese Männer in Grau ursprünglich stammten. Okay, sie lebten in Aibon, aber wo kamen sie her? Wer hatte sie geboren? Woraus waren sie entstanden? In ihnen steckte die grüne Seele des Landes, eine Kraft, der ich nicht mehr zustimmen konnte, weil sie eben unter anderem durch den Druiden Guywano pervertiert worden war.

Ich brauchte einen Plan, und zwar einen sehr guten. Er mußte so perfekt sein, daß diese Gestalt es nicht merkte, wenn sie reingelegt wurde. Daß er Glenda hatte, stand fest. Die Brosche war der beste Beweis dafür. Wo aber konnte eine Gestalt wie dieser Mann in Grau sie hingeschafft haben? Da kam für mich nur ein Ort in Frage. Aibon selbst. Oder gab es ein besseres Versteck für Glenda Perkins als dieses geheimnisvolle Land?

»Woran denkst du?«

»An deine Geisel.«

»Hol die anderen!«

Ich nickte und schaute dabei nachdenklich in das glatte Gesicht. »Es

ist nicht einfach, ich brauche Zeit, weil ich nicht weiß, wo sie sich aufhalten und ich gewissen Spuren nachgehen muß.«

»Das verstehe ich.«

»Sehr gut.«

»Wie lange?«

Ich hatte überhaupt keine Ahnung. Alles, was ich sagte, war praktisch ein Schuß Hoffnung und eine Verzögerung, um Zeit zu gewinnen. »Zwei Tage, denke ich.«

»Zu lange.«

»Warum? Es kommt doch darauf an, daß wir überhaupt etwas erreichen.«

»Einen Tag.«

»Und eine Nacht?«

»Auch das.«

»Schön. Wie und wann sehen wir uns wieder?«

»Ich werde dich zu finden wissen, Sinclair.«

Es war ein fast schon militärisch knapper Dialog zwischen uns beiden gewesen, und ich war froh, daß wir dabei auch zu einem Ergebnis gekommen waren.

Der Mann in Grau zog sich zurück. Er ging nicht bis zur Tür. Zuvor drehte er sich der Wand entgegen, wobei er gleichzeitig die Arme ausstreckte und mir die Hände entgegenhielt. Mit dem Daumen hielt er dabei seinen Stein eingeklemmt.

Das grüne Leuchten erfüllte mein Büro für einen Moment wie flackerndes Licht.

Ich schloß die Augen, weil ich mich geblendet fühlte. Einen Moment später war der Mann in Grau verschwunden. Dort, wo er zuvor gestanden hatte, befand sich nichts mehr. Nicht die geringste Spur wies darauf hin, daß ich Besuch bekommen hatte.

Allerdings besuchte mich Sir James. Ich identifizierte ihn an seinen Schritten, die im Vorzimmer aufklangen. Als er über die Schwelle trat, ahnte er, daß etwas geschehen war, denn er sprach mich auf meinen doch nachdenklichen Zustand an.

»Ich hatte Besuch, Sir James.«

»Wer?«

»Aibon…«

Er schwieg, und ich legte ihm mit wenigen Worten dar, was ich erlebt hatte. Sir James wollte wissen, welche Konsequenzen ich daraus ziehen würde, und er erinnerte mich auch daran, daß ich Glendas Leben keinesfalls in Gefahr bringen durfte.

»Das weiß ich, Sir. Ich rechne damit, daß man sie in Aibon versteckt hält. Und ich gehe weiterhin davon aus, daß der Einstieg, den ich vor gut einem Jahr in diesem leeren Hotel entdeckt habe, noch vorhanden ist. Ich werde also nach Germany fliegen. So bleibt bei unserem Plan

alles beim alten.«
»Viel Glück.«
»Wie immer, nicht?«
»Es hat sich eben nicht geändert, John.«

***

Die Frau auf dem Schimmel war so außergewöhnlich schön und interessant, daß dieser Anblick dem guten Harry Stahl zunächst mal den Atem verschlug. Es fiel ihm auch schwer, sie zu beschreiben.

Sie sah zwar aus wie eine normale Frau, sie war trotzdem keine, denn er hatte den Eindruck, als wäre sie eine Mischung aus Puppe und Elfe.

Stolz saß sie auf dem Rücken des Pferds. Sie brauchte keinen Sattel, sie verzichtete auf Zügel, sie würde das Tier, wenn sie ritt, nur mit den Schenkeln dirigieren.

Stolz hatte sie die Arme in die Höhe gereckt. Sie schaute ins Leere, zumindest sah sie weder Harry noch den Roten Ryan. Über dessen Mund hatte sich ein Lächeln gelegt, und als er die Frau auf dem Pferd anschaute, glänzten seine Augen.

Das Pferd bewegte sich langsam. Harry konnte jede Bewegung der Beine genau verfolgen. Das Reiten glich einem Dressurakt, und auch, als sich das Tier ihm zudrehte, geschah dies mit einer genau abgezirkelt und einstudiert wirkenden Bewegung.

Das war es nicht allein, was diesen Menschen so faszinierte. Er hatte jetzt die Chance, direkt in das Gesicht des Tieres zu schauen, und er sah etwas, mit dem er nicht zurechtkam. Es war so anders, es war einfach märchenhaft, denn auf der Stirn des Tieres wuchs ein Horn schräg in die Höhe. Sofort wurde ihm klar, mit wem er es hier zu tun hatte. Es war kein Pferd, zumindest kein normales, die Frau mit den hellblonden, langen Haaren hockte auf dem Rücken eines Einhorns, eines Fabeltieres aus einer mystischen Welt.

Er schüttelte den Kopf. Er wollte den Roten Ryan fragen, ob er träumte oder wachte, doch dieser hatte sich bereits auf den Weg gemacht und ging der Reiterin entgegen. Dabei breitete er die Arme aus, als wollte er sie und auch das Einhorn umfangen, und aus seinem Mund löste sich ein flüsternd gesprochener Name.

»Ribana…«
»Ryan…«
»Ich wußte es.«
»Ja, ich mußte kommen.«

Er blieb neben dem Tier stehen. Mit seiner Hand fuhr er durch die helle Mähne. Sie sah aus, als hätte sie sich aus zahlreichen Silberfäden gebildet, die zudem noch ein Muster aus Schneeflocken aufwiesen.

Ribana beugte sich zur Seite, und sie streckte dem Roten Ryan dabei

die Hand entgegen. Er umfaßte sie, half ihr vom Pferderücken, obwohl dies nicht nötig war, denn sie glitt mit einer grazilen Bewegung dem Boden entgegen.

Nebeneinander blieben die beiden stehen. Sie schauten sich um, sie lächelten sich an, hatten nur Augen für sich und sahen aus wie zwei verliebte Menschen.

Harry Stahl stand in ihrer Nähe. Er fragte sich, ob er das alles nur träumte oder es wirklich passierte.

Er kniff sich in eine Wange, wobei er den Schmerz spürte und sich für einen Moment darauf konzentrierte. Es war okay, es war kein Traum, er erlebte die Dinge so, wie sie sich ihm auch zeigten.

Aber wo erlebte er sie? In der normalen Welt, in seiner Realität? Oder hatte sich da schon etwas verändert? War dieses Land Aibon in die Gegenwart hineingestiegen, um sie zu verändern? Oder hatte es eine Mischform gegeben?

Der Rote Ryan hätte ihm sicherlich antworten können, doch er hatte etwas anderes zu tun. Er beschäftigte sich mit seiner Freundin oder Geliebten. Die beiden hielten sich umarmt, als gäbe es nichts anderes auf der Welt. Das Einhorn stand in ihrer Nähe. Es hielt den Kopf gesenkt, als traute es sich nicht, den beiden zuzuschauen.

Auch Harry blickte sich um. Es war ihm noch immer nicht klar, in welch einer Welt er sich befand.

Er suchte die Ruinen, sah sie auch, ging hin und strich mit der Hand darüber hinweg, als wollte er sich davon überzeugen, daß es sie auch wirklich gab, und er sah sich trotzdem von einem grünen Schimmer umgeben, der ihn wie ein Hauch festhielt.

Das war Aibon.

Die Steine waren seine Welt.

Er räusperte sich. Irgendwie mußte er die beiden stören, und sie reagierten auch. Mit einer fließenden Bewegung lösten sie sich voneinander, traten wie zwei Schauspieler zur Seite weg und blieben so stehen, daß sie Harry anschauen konnten.

»Könnte ich wohl eine Erklärung bekommen für das, was hier abgelaufen ist?«

»Warum?« fragte Ryan.

»Ich komme damit nicht zurecht. Ich fühlte mich fehl am Platze, einfach überflüssig. Dabei bin ich es gewesen, der hergelockt wurde. Man wollte von mir wissen, wo sich die Familie befindet. Ich konnte es nicht sagen, ich bin froh, daß du eingegriffen hast, Ryan, aber jetzt verstehe ich nichts mehr. Bin ich noch hier, oder bin ich weg? Vielleicht träume ich das auch alles nur.«

»Nein, nein, du träumst es nicht. Es ist schon real«, erklärte der Rote Ryan. »Was ist real?«

»Wir - Ribana und ich. Sie ist eine wunderschöne Frau, eine Königin

im Reich der Feen. Sie verkörpert so viel, sie ist wirklich ein Stück Aibon.«

»Das… das kann ich mir denken, wenn auch nicht erklären. Aber warum ist sie gekommen?«

»Wir mögen uns.«

»Das glaube ich euch gern«, flüsterte Harry. »Aber ist das wirklich der Grund gewesen?«

»Nein, bestimmt nicht. Ribana ist gekommen, um uns zu helfen, wenn du verstehst.«

»Im Moment nicht.«

»Wenn jemand die Familie finden kann, dann ist sie es.«

»Hier?«

»Nein, in Aibon.«

Harry wiegte den Kopf. »Meinst du denn, daß die wieder zurück in dieses Land gegangen sind?«

»Ich glaube daran. Es ist ihnen doch gut dort gegangen. Es war für sie einfach ideal - damals. Daß einiges anders gelaufen ist, dafür haben wir nichts gekonnt. Ribana ist ebenfalls außen vor. Sie wird nur ihre Macht einsetzen, ihre Eltern, ihre Feen, die nach den dreien suchen. Wenn diese Helfer die Familie nicht findet, dann ist sie auch nicht in unserem Paradies.«

»0 ja«, stöhnte Harry Stahl und nickte einige Male. »O ja, ich habe schon begriffen.« Er trat einen Stein zur Seite. »Wie lange wird diese Suche denn dauern?«

»Nach eurem Zeitbegriff die Länge der Nacht.«

»So lange kann ich warten.«

»Das mußt du.«

»Schön.« Harry nickte. »Gesetzt den Fall, sie hat die drei bis zum Morgengrauen nicht gefunden. Was passiert dann? Hast du für die Zeit danach auch einen Plan.«

»Bestimmt.«

»Darf ich ihn wissen?«

»Natürlich.« Der Rote Ryan lächelte. »Ich werde dieses Tor dann endgültig schließen. Es wird von dieser Stelle aus keinen Zugang mehr zu meinem Paradies geben. Das Geheimnis unserer Welt muß einfach gewahrt bleiben. Es mag sich für dich hochtrabend anhören, aber so müssen wir es nun mal sehen.«

»Das verstehe ich irgendwie. Aber damit ist das Problem dieser seltsamen Hüter noch nicht gelöst.«

»Das stimmt.«

»Kann man sie nicht auch ausschalten?«

»Erinnere dich daran, wie ich es tat«, sagte der Rote Ryan. »Wir müssen trotz allem davon ausgehen, daß dieser Hüter nicht allein gekommen ist. Es ist durchaus möglich, daß er den einen oder

anderen mitgebracht hat. Die Männer in Grau sehen sich als die Hüter an, und sie haben sich auf die Seite eines mächtigen Druiden-Dämons geschlagen. Daß sie unbedingt die Familie finden wollen, mag damit zusammenhängen, daß sie zuviel ausplaudern könnten, und diese Art von Reklame will der Druide nicht. Es ist also nicht einfach, da zurechtzukommen, aber wir werden die Augen offenhalten. Besonders Ribana. Ich habe sie hergeholt. Ich nahm auf dem telepathischen Wege Kontakt mit ihr auf, und sie ist gern gekommen. Sie wird mir jeden Gefallen erweisen.«

»Das sehe ich auch so«, sagte Harry Stahl. »Aber was habe ich damit zu tun?«

»Nichts.«

»Wie meinst du das?«

»Du wirst dich aus dieser Sache heraushalten.«

»Kann ich das denn?«

»Es liegt an dir.«

»Nein, nein, es liegt an diesen Männern in Grau. Einer starb, es werden andere kommen und sich um mich kümmern. Ich fühle mich nicht frei. Deshalb hätte ich es am liebsten, wenn du in meiner Nähe bleibst. Oder willst du mit ihr?«

»Ich werde den Eingang hier bewachen. Das Tor ist wichtig, auch für unsere Feinde.«

Harry strich über sein Haar. »Okay, der Abend ist erst angebrochen, die Nacht noch lang. Ich weiß nicht, was passieren wird, aber ich werde wieder herkommen. Mein Wagen steht nicht weit von hier entfernt. Ich fahre in den Ort und esse eine Kleinigkeit. Außerdem muß ich mir gewisse Dinge durch den Kopf gehen lassen.«

»Tu, was du willst.«

»Das hörte sich nicht gut an.«

»Ich kann dich nicht daran hindern, aber ich denke auch an die Hüter Aibons. Sicherlich werden sie inzwischen erfahren haben, daß einer von ihnen nicht mehr ist. Und ob sie das hinnehmen, ist wirklich fraglich. Es liegt an dir.«

»Du meinst, daß sie Jagd auf mich machen werden.«

»Ich kann es nicht ausschließen.«

»Was soll ich tun?«

»Bleiben.«

»Ja, das möchte ich auch. Nur habe ich daran gedacht, John Sinclair anzurufen. Er war damals derjenige, der die Hauptlast getragen hat. Es ist nicht mehr als fair, wenn ich ihn informiere.«

»Das bleibt dir überlassen.«

»Einigen wir uns darauf, daß ich in den Ort fahre und mit London telefoniere. Anschließend komme ich wieder zurück. Das Risiko muß ich einfach eingehen.«

»Ich kann dich nicht daran hindern.«

Harry Stahl wußte selbst nicht so recht, was er eigentlich wollte. Es gelang ihm kaum, die unterschiedlichen Tatsachen in die Reihe zu bringen. Er hatte vom Telefonieren gesprochen, während er selbst von einer Märchenwelt umgeben war.

»Wird Ribana sie wirklich suchen?«

»Ich verspreche es dir.«

»Gut. Ich hoffe, daß sie die Familie findet.« Der Detektiv winkte noch einmal, dann lief er weg. Er rutschte praktisch den Weg zum Hang hinab, so eilig hatte er es dabei. Minuten später lehnte er sich gegen seinen Wagen und schaute wieder zum Schauplatz des Geschehens zurück.

Er war beinahe enttäuscht darüber, daß er nichts zu sehen bekam. Der Platz wirkte leer, die Dunkelheit hielt auch märchenhafte Szenen umschlungen. Nur ein sehr schwaches grünliches Flimmern wies darauf hin, daß sich dort gewisse Dinge abgespielt hatten, die mit dem normalen Verstand nicht zu begreifen waren.

Harry schüttelte den Kopf. Als er einstieg, murmelte er die Worte vor sich hin. »Wenn mir jemand sagen will, daß es in dieser Welt keine Überraschungen mehr gibt, halte ich ihn für einen Idioten.«

Er knallte die Tür zu und fuhr an.

Er knallte die Tür zu und fuhr an.

Was sich hier ereignet hatte, war für ihn einfach zu hoch gewesen. Er hatte es nur hinnehmen, aber nicht richtig realisieren können. Da brauchte er schon Unterstützung und sei es nur, daß er dem Geisterjäger erzählte, was überhaupt vorgefallen war.

Einen guten Rat konnte er immer gebrauchen…

***

Es hatte alles geklappt. Ein guter Flug, der Leihwagen hatte bereitgestanden, und ich war auch nicht durch schlechte Wetterverhältnisse gestört worden. Es gab keinen Schnee, kein Glatteis, es war für den Monat Januar schon zu warm, denn das Thermometer zeigte eine zweistellige Temperatur an.

Mir gefiel nur die Kürze des Tages nicht. Als ich mein Ziel erreichte, hatte mich die Dunkelheit längst eingeholt. Viel war von diesem Dorf nicht zu sehen. Die Häuser und Gärten verbargen sich in der grauen Finsternis, die wenigen Laternen spendeten gelbtrübes Licht, und ich dachte auch an den Schreiner Fuhrmann und seine Familie, die, ebenso wie die meisten Menschen hier im Ort, nur in der Angst vor der Vergangenheit gelebt hatten. Sie alle hatten über das alte Hotel und dessen Schrecken Bescheid gewußt, aber sie hatten geschwiegen und nicht Dinge ans Tageslicht bringen wollen, die besser begraben blieben.

Dazu war es nicht gekommen, und die Menschen mußten nach einem Jahr längst die Angst abgeschüttelt haben. Von diesem Zugang nach Aibon hatten sie bestimmt nichts gewußt.

Der kleine Corsa rollte gemächlich durch das Dorf. Die wenigen Geschäfte waren bereits geschlossen. Hier und da leuchtete eine Reklame, und mir kam alles so bekannt vor, daran konnte auch die Dunkelheit des Abends nichts ändern.

Auf der Fahrt hatte ich mal einen toten Punkt gehabt und ihn auch überwunden. Hier, zwischen den schlichten Häusern, fühlte ich mich wie aufgeputscht. Es kam mir vor, als hätte ich genau das richtige getan. Mein Gefühl sagte mir, daß die Sache gut gelaufen war und es bestimmt auch Fortschritte geben würde.

Dabei wies nichts darauf hin, daß ich ausgerechnet hier eine Spur fand, die zu Glenda Perkins führte. Ich hatte nur Zeit schinden wollen, um nach Aibon zu gelangen, denn dort hatte ich Freunde, die mir möglicherweise helfen konnten.

Entlang der Hauptstraße war einiges getan worden. Man hatte die Löcher der Vergangenheit zugeschüttet, so daß mein Corsa nur noch leicht schaukelte und nicht immer wieder einsank.

Auf der linken Seite sah ich eine etwas hellere Insel. Dort stand eine Laterne, die ihr Licht gegen eine alte Telefonzelle warf. Neben der Zelle stand ein Auto. Das Standlicht brannte. Der Wagen schien dem Mann zu gehören, der in der Zelle stand und telefonierte.

Ein völlig normaler Vorgang, dem ich auch weiterhin keine Beachtung geschenkt hätte, bis ich stutzte.

Etwas an der Haltung des Telefonierenden war mir aufgefallen. Genaues konnte ich nicht sagen, es mochte an der Drehung des Mannes nach links liegen, daß es in meinem Gehirn gefunkt hatte. Jedenfalls stutzte ich so stark, daß ich auf die Bremse drückte und anhielt.

Der Mann drehte mir den Rücken zu, dennoch…

Ich stieg aus.

Die Straße war nicht sehr breit, ich hatte sie mit wenigen Schritten überquert. Der Mann in der Zelle machte mir nicht den Eindruck eines redenden Menschen. Er bewegte sich zuwenig, er nickte nicht einmal, demnach hörte er auch nicht zu.

Dann drehte er sich.

Mich durchfuhr es wie ein Blitzstrahl. Ich hatte ihn erkannt. Das konnte nicht wahr sein! Der Mann in der Zelle war Harry Stahl, der ehemalige Kommissar und ein Freund von mir.

In diesem Augenblick war mir klargeworden, daß ich durch den Flug nach Deutschland rein instinktiv den richtigen Weg eingeschlagen hatte. Dieser Fall würde hier eine Fortsetzung finden, und höchstwahrscheinlich dort, wo einmal das alte Hotel gestanden hatte

und sich noch immer das Tor zu Aibon befand.

Ich mußte lächeln und trat so weit zurück, bis mich die Dunkelheit schützte.

Harry Stahl gab es auf. Mit einer ziemlich wütenden Bewegung hängt er den Hörer ein. Es war ihm anzusehen, wie enttäuscht er war.

Er öffnete die Tür und verließ die Zelle.

Ich trat vor.

»Guten Abend, Harry!«

Stahl blieb stehen. Seine Hand zuckte hoch, als wollte er den Klang meiner Stimme abwehren. Kurze Zeit später sank der Arm wieder nach unten.

»John…?«

»Sicher.«

»Nein, das ist nicht wahr!« Er schüttelte den Kopf.

»Keine Sorge, es ist nicht mein Geist. Ich bin es tatsächlich, du alter Tiger.«

»Himmel, John!« Harry konnte nicht anders. Er mußte einfach schreien, und seine Stimme hallte über die Hauptstraße, als wollte sie das Dorf aus seiner Lethargie reißen.

»Okay, Harry, ich…«

Nein, ich kam nicht mehr zu Wort, denn Harry schnellte auf mich zu. Wir fielen uns in die Arme.

Ich hörte ihn sprechen, er schlug mir auf die Schulter, gegen den Rücken, und er redete viel unzusammenhängendes Zeug, bis er schließlich seine Gedanken geordnet hatte und mit keuchender Stimme erklärte: »Weißt du eigentlich, wen ich anzurufen versucht habe, John?«

»Ich kann es mir fast denken.«

»Laß mich es dir sagen, laß mich es dir sagen.« Er mußte Luft holen. »Ich habe versucht, dich zu erreichen.«

»In London, wie?«

»Klar, wo sonst?«

»Jetzt bin ich hier.«

Harry lachte. Er tanzte vor mir. Wer ihn beobachtete, der hätte ihn für verrückt halten müssen. »Ich packe es nicht«, keuchte er, »verdammt noch mal, ich packe es einfach nicht! Das ist mir nicht nur zwei, das ist mir schon drei Nummern zu hoch.« Er schüttelte den Kopf. »Gibt es denn Gedankenübertragung? du mußt sagen, weshalb du gerade heute abend hier eingetroffen bist.«

»Wie lange hätten wir Zeit?«

»Viel.«

»Das ist relativ. Ich glaube es nicht. Paß auf, wir werden uns hier in eine Kneipe setzen. Ich möchte auch etwas essen. Dabei können wir reden.«

»Einverstanden, John. Ich bin mit allem einverstanden. Komm…«
»Mein Wagen steht auf der anderen Seite. Du kannst ja vorfahren, ich folge dir.«
Harry Stahl war noch immer völlig aus dem Häuschen. Auch als er zu seinem Fahrzeug ging, konnte er immer nur den Kopf schütteln, was auch nicht aufhörte, als er den Wagen startete.
Einige Minuten später hatten wir vor einer Kneipe gestoppt, die den originellen Namen »Dorfkrug« trug. Es war ein Bau mit kleinen Fenstern, durch die Licht schimmerte. Mir fiel auf, daß sich Harry immer wieder umschaute. Noch vor dem Eintritt fragte ich ihn nach den Gründen.
»Es ist durchaus möglich, daß ich verfolgt werde.«
»Von wem?«
»Kennst du die Männer in Grau?«
Diesmal war ich an der Reihe, überrascht zu sein. Ich hatte mich allerdings unter Kontrolle, nur meine Augen wurden für einen Moment ziemlich groß.
»Du kennst die, nicht?«
»Und ob.«
»Mit einem dieser Hundesöhne hatte ich zu tun.«
»Laß uns reingehen.«
Harry sagte nichts, aber er war gespannt, das konnte ich seinem Gesicht ansehen.
Im Lokal herrschte kaum Betrieb. Die Einrichtung stammte noch aus alten DDR-Zeiten, dafür war die Zapfanlage neu. Der Wirt stand mit drei Gästen zusammen und knobelte.
Wir suchten uns den Ecktisch aus und ließen uns auf den schlichten Holzstühlen nieder.
»Was trinkst du, Harry?«
»Ach, ich brauche ein Bier und auch einen Schnaps.«
»Ich auch.«
Der Wirt mühte sich ein Lächeln ab, als er nach unseren Wünschen fragte. In seinem Blick hing Mißtrauen. Sicherlich kramte er in seiner Erinnerung herum, wo er uns schon mal gesehen haben könnte. Wir halfen ihm nicht auf die Sprünge. Wahrscheinlich hatte er damals in der Menge gestanden, die versucht hatte, uns auf dem Weg zum Hotel aufzuhalten.
Wir bestellten das Radebeuler Pils, dazu zwei Korn und fragten nach der Karte.
»Karte haben wir hier nicht.«
»Können wir trotzdem was essen?«
»Ja, Bockwurst und Kartoffelsalat.«
Ich schaute Harry an. Der nickte, und ich bestellte zwei Portionen.
Nachdem der Wirt verschwunden war, hob Harry die Arme und ließ

seine Handflächen auf den Tisch klatschen. »Jetzt bin ich nicht nur Auge, sondern auch Ohr. Wieso bist du hier wie ein Geist erschienen?«

»Durch Nachdenken.«

»Ach.«

»Gleich«, sagte ich, weil ich sah, daß unsere Getränke gebracht wurden.

»Zur Gesundheit«, sagte der Mann, als er sie abstellte. »Das Essen dauert etwas.«

»Geht schon in Ordnung.«

»Himmel, wir sitzen hier in der Kneipe, trinken und essen, und oben am ehemaligen Hotel werden Märchen wahr.« Harry schlug gegen seine Stirn. »Ich packe es nicht.« Er wühlte noch seine dunklen, etwas ergrauten Haare auf.

»Möchtest du nicht zuerst reden?« fragte ich ihn.

»Ja, okay.«

Ich erfuhr in den folgenden Minuten, was er erlebt und was ihn hergetrieben hatte. Es war eine Geschichte, die mich staunen ließ, aber sie führte - ebenso wie meine Erlebnisse - einem Ziel entgegen.

Der Ansicht war Harry Stahl ebenfalls, als ich ihm berichtete, wie es mir ergangen war, daß ich mich eigentlich auf der Suche nach Glenda Perkins befand und über sie hoffte, auch an die Familie heranzukommen.

»Das ist genau der Punkt, wo wir uns treffen, John. Diese seltsamen Gestalten wollen wissen, wo sich die drei versteckt halten. Ich kenne ihr Versteck nicht, du vielleicht?«

»Nein.«

»Könnten beide in diesem Land Aibon sein?«

Ich nickte ihm zu. »Ja, davon gehe ich mal aus.«

»Das ist hart.«

»Du darfst nicht vergessen, daß es am Hotel ein Tor gibt, das uns den Weg in diese Welt öffnet.«

»Aber das will der Rote Ryan schließen.«

Ich hob die rechte Hand. »Noch ist es offen, Harry. Wenn du wieder hinfährst, wirst du nicht allein sein.«

»Das ist natürlich toll. Aber glaubst du denn, daß du Glenda Perkins in Aibon findest?«

»Das stelle ich mir vor.«

»Dann willst du hin?«

»Ich werde es versuchen. Nur muß ich in die Welt des Druidenfürsten Guywano, also auf die andere Seite des Paradieses, und die ist nicht gerade das, was der Name verspricht. Sie ist eine Hölle, sie ist für Menschen nicht geeignet, eher für Dämonen, wenn du verstehst.«

»Nein, aber das ist auch egal.«

Unser Essen wurde gebracht. Es spritzte bei beiden, als wir mit der

Gabel in die Wurst stachen.

»Viel zu fett«, beschwerte sich Harry und schielte auf den dunklen Fleck an seinem Pullover. Er sprach auch, während wir aßen, und er redete von den Personen, die möglicherweise noch in der Nähe lauerten.

Ich gab ihm recht. Die Männer in Grau waren wirklich nicht zu unterschätzen.

»Weiß du denn, wie viele es von ihnen gibt?«

Ich hob die Schultern. »Nein, sie gehorchen Guywano. Ob es zwei Dutzend sind oder ein ganzes Heer, so genau kann ich das nicht sagen. Guywano läßt sich von einem Menschen nicht in die Karten schauen.«

Harry schaute sich vorsichtig um. »Könnte es sein, daß wir auch hier von ihnen beobachtet werden?«

»Sicher. Ich denke auch an den, der mich in meinem Büro besucht hat und mir seine Bedingungen stellte. Sie können überall sein, nur sehen wir sie nicht.«

»Einer von ihnen hat der Rote Ryan getötet, weil mich der Mann in Grau umbringen wollte. Da habe ich erlebt, daß sie wirklich keine Gnade kennen.«

»Stimmt, die gehen über Leichen.«

Harry beugte sich vor. »Dabei habe ich wirklich keine Ahnung, wo sich die Familie aufhält. Ich glaube nicht, daß sie wieder nach Aibon zurückgekehrt ist. Das hätten Guywano und seine Schergen doch herausbekommen.«

»Richtig.«

»Bleibt Glenda?«

Ich nickte. Als ihr Name fiel, schmeckte mir der Kartoffelsalat nicht mehr. Es gab eigentlich nur dieses eine Versteck, eben die Welt des Guywano. Ich mußte dorthin, und ich erkundigte mich nach dieser seltsamen Frau, die ebenfalls aus Aibon gekommen war.

»Sorry, John, aber viel kann ich dir nicht sagen. Sie ist märchenhaft schön, sie ist einmalig, aber ich komme mit ihr nicht zurecht. Ist sie ein Mensch?«

»Eher eine Fee.«

»Der Rote Ryan mag sie.«

»Das bleibt ihm unbelassen«, sagte ich, »nur habe ich das Gefühl, daß er und auch Ribana in einer gewissen Art und Weise betriebsblind geworden sind.«

»Das mußt du mir erklären.«

»Ganz einfach. Wir haben uns unterhalten und sind eigentlich zu dem Ergebnis gelangt, daß sich die Familie nicht in Aibon aufhält. Das müßten die beiden doch auch wissen.«

»Stimmt.« Harry streckte die Beine aus. »Kann es nicht so sein, daß sie sich trotz allem davon überzeugen wollen, wie recht sie

letztendlich haben? Daß sie einen Beweis suchen?«

»Es wäre die einzig vernünftige Erklärung. In einer halben Stunde wissen wir mehr.«

»Das heißt, du willst aufbrechen?«

»Du nicht?« fragte ich lächelnd.

»Und ob«, erwiderte er, während ich dem Wirt winkte und nach der Rechnung verlangte…

***

Glenda Perkins begriff noch immer nicht, was ihr widerfahren war. Es kam ihr auch jetzt vor wie ein böser Traum, gegen den sie sich nicht wehren konnte, der gleichzeitig jedoch ein Traum war, den sie so intensiv erlebte wie die Wirklichkeit. Glenda dämmerte dahin, als hätte jemand versucht, sie mit einer Droge ruhigzustellen, doch mit Rauschgift hatte das nichts zu tun.

Wenn sie sich an den Vorgang erinnerte, hatte Glenda jedesmal den Eindruck, erst einige dicke Nebelwolken zur Seite schieben zu müssen, um an die Zeit heranzukommen.

Es war etwas da.

Sie sah sich.

Sie sah diesen grauen, dunklen Morgen hinter dem Schlafzimmerfenster liegen wie einen zähen Brei. Es gehörte einfach zu ihren Ritualen, daß sie nach dem Aufstehen immer an das Fenster herantrat, um nach dem Wetter zu schauen.

Und da war sie enttäuscht gewesen. Ein Wetter, das ihre Laune nicht besserte. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als sich damit abzufinden und auf den Frühling zu hoffen.

Auch nach dem Frühstück und den zwei Tassen Kaffee bewegte sich Glenda wie eine Schlafwandlerin. Wer sie so anschaute, hätte den Eindruck haben können, hier eine Frau zu sehen, die in der Nacht höchstens zwei Stunden geschlafen hatte.

Das stimmte nicht. Glenda hatte länger geschlafen, leider nicht so tief und fest, wie sie es sich gewünscht hätte. Hinzu kam das zu warme Wetter, das sich wie Blei auf die Knochen der wetterfühligen Menschen legte und sie lähmte. Glenda Perkins gehörte an sich nicht zu dieser Gruppe, doch auch für sie gab es Tage, wo sie das Gefühl hatte, neben sich zu stehen.

Sie hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, früh aufzustehen. So konnte sie den Tag ohne Hektik angehen lassen und sich auf die wichtigen Dinge konzentrieren.

Glenda ging mit schleppenden Schritten in die Küche, um das benutzte Geschirr abzustellen. Genau da hatte sie zum erstenmal den Eindruck, nicht mehr allein zu sein.

Jemand war da.

Sie drehte sich um. Keiner zu sehen.

Glenda wartete mit angehaltenem Atem. Sie lauschte auf fremde Geräusche in der Wohnung, bekam aber nichts mit. Es blieb so verdammt still, beinahe schon zu still.

Täuschung? Einbildung?

Sie konnte sich darauf keine Antwort geben, hob schließlich die Schultern, verstaute das Geschirr in der Spülmaschine, wobei sie sich bücken mußte, und als sie wieder hochkam, entdeckte sie, halb hinter und schräg neben sich den Schatten.

Glenda versteifte.

Der Schatten zitterte, als er sich zusammenzog, und die Frau schnellte in die Höhe.

Sie sah keinen Menschen.

Aber den Schatten hatte sie gesehen, der bestand nicht in ihrer Einbildung.

Glenda wurde sehr vorsichtig. Sie gehörte zu den Menschen, die über gewisse Dinge sehr genau Bescheid wußten. Ihr war bekannt, daß es Phänomene gab, die mit dem normalen Verstand nicht zu lösen waren. Zu oft war sie selbst schon in diese dämonischen Kreisläufe hineingeraten, und nur deshalb war sie sehr vorsichtig.

Der Schatten war weg.

Auf Zehenspitzen verließ Glenda die Küche. Sie blieb im Flur stehen, der ziemlich düster war. Als sie das Licht einschalten wollte, da spürte sie die Berührung.

Es war niemand da, der sie angestoßen oder angetippt hätte, aber der Hauch war trotzdem über ihr Gesicht gefahren, und die Haut zog sich zusammen.

Ein Schattenhauch?

Ja, denn sie sah ihn an der Wand. In der Tapete zeichnete sich der Schatten ab. Glenda hatte ihn kaum gesehen, als er sich aus der Wand löste, seine Faust öffnete, ihr einen Stein präsentierte, der im selben Augenblick aufglühte.

Glenda sah das Licht, das sich zu einer Wolke ausbreitete und über sie herfiel. Es wirkte lächerlich, als sie sich duckte, denn sie konnte dieser Aibon-Kraft nicht entwischen.

Das Licht packte sie.

Es zerrte sie weg.

Glenda sah noch, wie sich die Wohnung verkleinerte. Sie spürte fremde Kräfte, die wie lange Schlangen an ihrem Körper rissen, dann wurde ihr der Boden unter den Füßen weggerissen, und sie sackte hinein in ein bodenloses Loch.

Glenda verschwand und mit ihr der Schatten.

An diese Dinge konnte sie sich erinnern, wenn sie sich anstrengte, an mehr aber nicht. Sie mußte zunächst einmal mit ihrer Umgebung

klarkommen, die ihr so schrecklich fremd war. Es war einfach nicht ihre Welt, nicht ihre Zeit, man mußte sie in ein anderes Reich geschleppt haben.

Natürlich war ihr bekannt, daß es nicht nur die von den meisten Menschen beachteten drei Dimensionen gab. Hier waren ihnen Grenzen gesetzt, doch anderen Wesen keinesfalls.

Dämonen konnte mit Dimensionen spielen, für sie gab es keine Grenzen. Sie konnten hineintauchen in andere Welten, ohne daß ihnen etwas passierte. Sie waren da einfach den normalen Zweibeinern überlegen.

Und in eine dieser Welten hat man mich hineingebracht, dachte sie und grübelte auch weiterhin darüber nach, warum das so gekommen war. Sie konnte sich keinen konkreten Grund vorstellen, obwohl es eigentlich immer ein Motiv gab.

Dieses Motiv war ihre Nähe zu John Sinclair, verbunden mit dem Job der Sekretärin.

Wenn sie jemand entführte, dann tat er das, um eigentlich John Sinclair an den Kragen zu wollen.

Es gab kein idealeres Druckmittel als Glenda Perkins.

Dieser Gedanke war zwar richtig, und sie war auch bereit, ihn weiterzuführen, aber das konnte er doch nicht gewesen sein. Es mußte konkrete Personen geben, die sich an sie herangemacht hatten, um sie in ein Versteck zu bringen.

Sie dachte wieder an den Schatten.

Nur für einen Moment hatte sie ihn in der Wand gesehen und dazu das grüne Licht.

Glenda kannte sich aus. Sie hatte zuviel mitbekommen, und auch ihr Gedächtnis arbeitete allmählich normal, so brachte sie dieses grüne Licht nach einigem Nachdenken mit einem bestimmten Begriff in einen Zusammenhang, mit Aibon.

Aibon, das Paradies der Druiden, das zweigeteilte Land, das angebliche Fegefeuer.

Furcht überkam sie. Schüttelfrost ließ sie zittern, denn sie wußte auch, daß es aus Aibon so gut wie keine Rückkehr gab, denn dieses Land war für normale Menschen eine Tabuzone. Und man mußte schon außergewöhnlich sein, um nach Aibon zu gelangen.

Glenda Perkins zählte nicht zu den ängstlichen Menschen, aber in diesen Augenblicken hätte sie schreien können. Sie war sauer, sie wußte nicht, was sie tun sollte, und es stand außerdem für sie fest, daß sie ihr Gefängnis aus eigener Kraft nicht verlassen konnte.

Aibon hatte wieder ein Opfer mehr…

Sie richtete sich auf - und wunderte sich, daß alles so einfach ging. Das Blei in den Gliedern hatte sich aufgelöst. Zwar fühlte sich Glenda nicht topfit, aber wenn ihr Zustand so blieb, würde sie schon

zurechtkommen. Sie stellte sich auch hin, schaute an sich herab und versuchte, in der dämmrigen Dunkelheit etwas zu erkennen.

Glenda trug einen Pullover und eine schmale Steghose. So hatte sie auch ins Büro gehen wollen, statt dessen aber war sie in dieser fremden Umgebung gelandet.

Vorn war es heller.

Da schimmerte ein runder Fleck, als befände sich dort der Ausgang des Stollens. Licht setzte Glenda mit Hoffnung gleich, wenn auch nicht mit Freiheit, denn die würde sie aus eigener Kraft nicht erreichen können.

Vorsichtig bewegte sich die Frau auf das Licht zu. Der Stollen war nicht besonders eng, auch nicht tief, sie konnte sich normal aufrichten, ohne mit den Haaren unter der Decke herzugleiten. Manchmal schaute sie zu Boden oder ließ ihre Blicke an den Wänden entlanggleiten, weil sie einfach spürte, daß sie nicht allein war. Irgendwo lauerten Wächter, Aufpasser einer besonderen Art, und als etwas an ihren Beinen entlanghuschte, blieb sie stehen.

Glenda schaute zu Boden.

Es war ein kleines Tier, das sich hoppelnd auf den Ausgang zubewegte. Für sie sah es aus wie ein Hase, aber das konnte es nicht sein, nicht in dieser Welt. Das Tier verließ den Stollen und war verschwunden. Auch Glenda sah zu, so rasch wie möglich diese Umgebung zu verlassen. Sie wollte nicht mehr, alles war verkehrt und für Menschen wenig geeignet. Was sie draußen erwartete, wußte sie auch nicht, und ihr Herzschlag beschleunigte sich, je mehr sie sich dem eigentlichen Ziel näherte.

Dann war sie da.

Kein Sonnenlicht umschmeichelte sie, aber die Helligkeit reichte aus, sie erkennen zu lassen, was sich vor der Höhle abspielte. Im ersten Moment wollte sie wieder zurücklaufen, denn was sie da zu sehen bekam, war schrecklich…

***

Harry Stahl hatte sich in meinen Wagen gesetzt und sein Fahrzeug stehenlassen.

»Den Weg kennst du ja noch - oder?«

Ich mußte lachen. »Glaube nur nicht, daß ich den vergesse.«

»Eben.«

An diesem Abend stoppte uns niemand. Das Dorf wirkte wie ausgestorben. Beinahe schien es, als hielten sich die Bewohner bewußt in ihren Häusern versteckt, um nicht zu sehen, was sich draußen vor ihren Fenstern alles abspielte.

Wir erreichten sehr schnell das freie Gelände, und ich schaute unwillkürlich dorthin, wo einmal das alte Haus gestanden hatte. Es

gab das Hotel nicht mehr. Ich sah nur den wolkenreichen Himmel wie ein düsteres Gemälde über dem Land schweben. Es setzte sich aus dunklen, teilweise auch blassen Farben zusammen und verdeckte das funkelnde Licht der Sterne.

Harry, der meinen Blick bemerkt hatte, konnte sich ein leises Lachen nicht verkneifen. »John, du wirst nur die Ruinen sehen, wenn überhaupt. Alles ist schwarz, es stinkt nach kaltem Rauch, meine ich jedenfalls, und in einer derartigen Gegend hält sich niemand freiwillig auf.«

»Außer uns.«

»Das stimmt leider.«

Wir rollten weiter. Die Scheinwerfer waren sicherlich von den Ruinen aus zu sehen. Zwei tanzende Lichtstrahlen, die den Gesetzen des unebenen Bodens gehorchten.

Wie schon vor einem Jahr mußten wir den Wagen am Ende des Weges stehenlassen. Den Rest der Strecke bewältigten wir zu Fuß, und wieder kam es mir vor, als würden wir uns durch eine Mondlandschaft bewegen.

Der Wind hatte aufgefrischt. Er peinigte unsere Gesichter. Wenn wir genau hinhörten, dann vernahmen wir das leise Säuseln, als er sich zwischen die alten Steine der Ruine drängte.

Es gab dort oben kein Licht. Auch das geheimnisvolle grüne Leuchten, das mit Aibon in Verbindung gebracht wurde, war nicht zu sehen, und ich erkundigte mich noch einmal bei Harry Stahl, ob der Rote Ryan auch auf ihn wartete.

»Er hat nichts Gegenteiliges gesagt. Er war auch damit einverstanden, daß ich mit dir Kontakt aufnahm.«

»Und Ribana?«

»Sie ist mir ein Rätsel.« Harry ging mit großen Schritten und vorgebeugtem Oberkörper weiter.

Dabei drehte er den Kopf. »Ich wollte dich eigentlich fragen, ob du sie nicht kennst.«

»Nein, ich habe heute zum erstenmal von ihr gehört.«

»Komisch.«

»Wieso?«

»Mir jedenfalls kam es so vor, als wären sie und der Rote Ryan ungemein vertraut miteinander.«

»Das ist durchaus möglich. Nur kannst du nicht verlangen, daß ich den Roten Ryan so genau kenne wie Suko oder Bill Conolly. Wir sind keine Feinde, wir stehen uns neutral gegenüber, aber wir beide wissen genau, daß wir uns aufeinander verlassen können, wenn es darauf ankommt. Und das ist eben sehr wichtig. Dabei steht der Rote Ryan nicht allein. Es gibt eine Gestalt, die Mandragoro heißt und so etwas wie ein Umweltdämon ist. Zu ihm habe ich ein ähnliches Verhältnis.«

Stahl grinste mich breit an. »Du hast wirklich außergewöhnliche Bekannte.«

»Das kann man wohl sagen.« Ich dachte dabei noch an Myxin, Kara und den Eisernen Engel, die bei den Flammenden Steinen lebten.

Als ich den Kopf hob, sah ich die ersten Schatten. Sie kamen mir vor wie einstmals große Säulen, die jemand in der Mitte oder im unteren Drittel gekappt hatte. Manche breiter, anderen nur schmal, je nachdem, wie das Feuer an ihnen gefressen hatte. Das sie überhaupt so zusammengefallen waren, hatte an ihrer Holzverkleidung gelegen und auch an dem großen Explosionsdruck.

Der Untergrund flachte ab. Wir brauchten nicht mehr zu steigen, und ich wußte, daß wir den Platz vor dem ehemaligen Hotel erreicht hatten. Von hier aus waren es nur mehr wenige Schritte bis zur Eingangstür gewesen. Ich drehte mich um und schaute zurück.

Der kleine Ort lag unter uns. Meilenweit entfernt kam er mir vor. Die wenigen Lichter lagen wie blasse Punkte oder Flecken in der Luft. Hier oben erwischte uns der Wind besser. Tatsächlich hatte auch ich den Eindruck, als würden die Ruinen noch nach altem Rauch stinken, der sich in das Gestein hineingefressen hatte.

Harry hatte sich von mir entfernt. Er suchte nach dem Roten Ryan, konnte ihn aber nicht finden.

»Tut mir leid, John, aber…«

Ich legte einen Finger gegen die Lippen, denn genau in diesem Augenblick hörte ich den Klang der Flöte. Das war sein Zeichen, das war er, und ich lächelte, als ich die Melodien hörte, denn so meldete er sich stets an. Ich drehte mich zur Seite, um den Roten Ryan schon aus dem Schatten einer Ruine treten zu sehen, die ihn bisher verborgen hatte.

Ich hob den rechten Arm.

Das Flötenspiel verstummte. Er kam auf mich zu, und diesmal war er es, der verwundert den Kopf schüttelte. »Ich hätte nie gedacht, daß wir uns so schnell sehen würden.«

»Ich auch nicht.«

Wir reichten uns die Hände. Seine fühlte sich etwas fettig oder schweißig an, als würden aus zahlreichen Adern kleine Mengen von Flüssigkeit rinnen, die sich auf seine Haut verteilten. In seinen diesmal blaß wirkenden graugrünen Augen las ich natürlich die Fragen, und ich erklärte ihm in aller Kürze, was er wissen mußte.

»Jetzt verstehe ich alles«, sagte er. »Seltsam, wie die Fäden manchmal zusammenlaufen.«

»Schicksal.«

»Auch das.«

»Und ich will Glenda zurück.«

»Warum fragst du da nicht diejenigen, die sie entführt haben?«

Ich lehnte mich gegen einen Mauerrest. »Weil die nicht greifbar sind und mir auch keine Antwort geben würden.«
»Kann ich das denn?«
»Bestimmt.«
»Da mußt du mich aufklären.«
»Gern.« Ich nickte. »Du bist derjenige, der wie kaum ein zweiter über das Druidenparadies informiert ist. Deshalb müßtest du auch wissen, ob sich etwas verändert hat.«
»Meinst du Glenda damit?«
»So ist es. Wenn sie sich in Aibon aufhält, würde dir das nicht verborgen bleiben.«
Der Rote Ryan hob seine Augenbrauen. »Du traust mir in der Tat viel zu, John, aber es könnte zutreffen. Nur würde es eine Weile dauern, bis ich etwas erfahren habe, und ich möchte von dir wissen, wann Glenda verschwunden ist.«
»Genau weiß ich das nicht. Entweder in der Nacht oder am frühen Morgen. Ich bin davon überrascht worden.«
»Gut, lassen wir das Thema. Was ist mit Ribana?«
»Sie ist da. Ich habe sie gerufen. Ich habe sie dann nach Aibon geschickt, damit sie sich dort umschaute.«
»Doch nicht wegen Glenda.«
»Nein, es geht um die Familie.«
Ich zwinkerte ihm zu. »Ryan, das ist eine Sache, die ich nicht nachvollziehen kann. Wenn die drei Personen wieder im Paradies der Druiden leben würden, dann hättest du doch längst davon erfahren müssen.«
»Nicht unbedingt. Es kommt auf die Seite an. Was soll ich bei Guywano?«
Ich löste mich von der Mauer. »Du rechnest also damit, daß sich Glenda dort aufhält.«
»Ja.«
»Dann will ich hin!«
Der Rote Ryan schwieg. Harry Stahl schaute erschreckt, als hätte ich etwas Schlimmes gesagt, hielt sich aber mit einem Kommentar zurück. Nur der Mann aus Aibon fragte: »Du willst tatsächlich in Guywanos Reich?«
»Ich bleibe dabei.«
»Allein?«
»Wenn es sein muß, auch das.«
Der Rote Ryan hob die Schultern. »Ich kann dich nicht begleiten. Ich muß hier warten, denn ich rechne fest damit, daß die Hüter des Landes auftauchen werden, um deinen Freund zu töten, wenn nicht alles so abläuft, wie sie es sich vorgestellt haben.«
»Damit ist zu rechnen. Aber ich kann Glenda nicht im Stich lassen,

das mußt du wissen.«
Der Rote Ryan nickte nachdenklich. »Es ist mir klar, John. Ich versuche nur eine Möglichkeit zu finden, die deine Aufgabe erleichtert, denn ich kann nicht mit von der Partie sein.« Sein Lächeln zeigte mir, daß er eine Lösung gefunden hatte. »Es ist durchaus möglich, John, daß dich doch jemand unterstützen kann.«
»Wer?«
»Ribana.«
Damit hatte ich nicht gerechnet und mußte diesen Vorschlag, der dem Roten Ryan bestimmt nicht leichtgefallen war, erst verdauen. »Ja, wenn du meinst, aber ist sie nicht verschwunden?«
»Das läßt sich ändern. Ich werde sie eben auf meine Art und Weise zurückrufen.«
»Okay, ich warte.«
Dieser Rückruf hatte nichts mit seiner Stimme zu tun. Er würde über Grenzen hinweg, auf dem Weg der Telepathie, mit ihr Kontakt aufnehmen, das stand für mich fest.
Der Mann aus Aibon ging einige Schritte zur Seite, dann legte er den Kopf ein wenig nach hinten und setzte die Flöte an die Lippen.
Wie er so bewegungslos dastand, glich er einer Statue, die von blaugrauen Schatten umflort war.
Harry und ich lauschten den weich klingenden Melodien, die in die Nacht hineinflossen und über Grenzen hinweg auch im Paradies der Druiden gehört werden sollte.
»Es ist für mich ein kleines Wunder«, flüsterte der Detektiv.
»Magie, Harry, nicht mehr und nicht weniger.«
»Die du begreifst?«
»Nein, das versuche ich erst gar nicht. Ich habe mich damit abgefunden und freue mich, wenn ich sie zu meinen Gunsten einsetzen kann. So sollte es immer laufen.«
»Vielleicht komme ich auch mal dahin.« Es klang ziemlich deprimiert, was er sagte. Harry hatte noch immer daran zu knacken, daß er seinen Job verloren hatte.
Das Flötenspiel des Roten Ryan zeigte Erfolg. Meine Unterhaltung mit Harry Stahl verstummte, als ich das grüne, wolkenartige Schimmern sah. Das Licht war plötzlich da.
Und es leuchtete ungefähr am Fahrstuhlschacht auf, in dessen Tiefe ich beinahe verschwunden wäre, eben durch das Tor zu Aibon.
Harry stieß mich an. »Gleich wirst du sie sehen, John. Dann wirst du dich nur wundern.«
»Meinst du?«
»So etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Ich hatte das Gefühl gehabt, in einem zur Realität gewordenen Märchen zu stehen. Das war alles zu phantastisch.«

Zuerst kam das Licht.
Dann das Wesen.
Mir kam es vor wie ein Gespenst. Ein großes Etwas, aufgedunsen und zugleich von einem Funken erfüllt, als hätte sich genau da ein Sternenhaufen zusammengefunden.
Aber die Gestalt veränderte sich. Sie wuchs, auch in die Breite, während der Rote Ryan noch immer spielte. Er begleitete die Veränderung dieses Wesens mit seiner Musik, als wollte er der feenhaften Gestalt damit die nötige Unterstützung gewähren.
Und dann war sie da.
Die Schöne auf dem Pferd, das mich für einen Moment anstarrte.
Die Augen kamen mir nur um eine Idee dunkler vor, als das helle Fell mit der flattrigen Mähne. Nur war es das nicht, was mich leicht aus der Fassung brachte. Dieses Pferd war im Prinzip keines, denn Ribana, die Schöne, hockte auf einem Fabeltier, einem Einhorn.
Ich konnte Harrys Überraschung gut nachvollziehen. Auch mir war es ähnlich ergangen, als ich zum erstenmal mit einem Einhorn konfrontiert worden war. Auch jetzt hatte es mir die Sprache verschlagen, ich hielt sogar den Atem an, allerdings nicht wegen des Eichhorns, sondern wegen Ribana, die etwas ausstrahlte, das ich spürte, aber nicht fassen konnte. Harry erging es ebenso. Er stand bei mir und schüttelte den Kopf, wobei er zusätzlich die Lippen bewegte, ohne daß jedoch ein einziges Wort über sie gekommen wäre.
Der Rote Ryan hatte sein Instrument wieder verschwinden lassen und war auf die Schöne mit den weißblonden Haaren zugegangen. Er reichte ihr die Hand, die sie gern nahm, dann half er ihr vom Einhorn.
Sie berührte leicht den Boden. Es sah so aus, als würde sie darüber hinwegschweben. Auch als sie Ryan umarmte, wirkten ihre Bewegungen fließend und wunderbar.
»Es ist ein Geist, dieses Wesen«, flüsterte der Detektiv. »Es ist eine Legende, die wahr wurde. Ich kann es nicht fassen. Es will mir nicht in den Kopf…«
»Abwarten.«
»Du traust ihr nicht?«
»Doch.«
»Dann sag mir bitte, was Ribana deiner Meinung nach ist.«
»Eine Fee, ein weiblicher Ritter oder Held. Sie ist einfach wunderbar für Ryan.«
»Ich denke, daß sie sich lieben.«
»Schon möglich.«
Beide standen dicht beisammen, und der Rote Ryan sprach leise auf sie ein. Wir verstanden kein Wort, seine Stimme erreichte uns nur als gezischeltes Flüstern.
Die Schöne aus Aibon nickte einige Male, als wollte sie

dokumentieren, wie sehr sie einverstanden war, um letztendlich den Kopf zu drehen und auf mich zu schauen.

Ich hielt diesem Blick stand.

Es waren herrlich helle Augen. Trotz der Dunkelheit konnte ich die an Glas erinnernden Pupillen erkennen, als hätte sich in ihnen das Licht gefangen.

Ribana war existent. Dennoch kam sie mir vor, als würde sie irgendwo zwischen den Welten schweben und nur darauf warten, sich aufzulösen. Sie fror auch nicht. Der Stoff ihrer Kleidung war dünn. Sie hatte sich helle Tücher über einen nackten Körper gewickelt, und viel dieser blanken Haut schimmerte durch.

Der Rote Ryan nickte, legte einen Arm auf Ribanas Schultern und drehte sie im Kreis.

Beide schauten uns an.

Der Rote Ryan lächelte, als er uns mit Ribana entgegenkam.

Ich konzentrierte mich auf das Gesicht der Frau oder Fee, das sich in der Dunkelheit sehr gut abzeichnete. Es war so wunderbar fein geschnitten, wie ich es bei einem Menschen noch nicht erlebt hatte. Der Vergleich mit einer Fee mochte zutreffen. Ribana war fast überirdisch schön. Ich hatte den Eindruck, sie nicht berühren zu dürfen, aus Furcht, daß sie zusammenbrechen könnte.

Mit dem Gedanken beschäftigte sich der Rote Ryan überhaupt nicht. Er fühlte sich neben Ribana sichtlich wohl, denn selten hatte ich ihn so herzlich lächeln sehen. Beide blieben dicht vor uns stehen. Es war Harry Stahl, der etwas zurücktrat, als fürchtete er sich.

»Bitte«, sagte der Rote Ryan. »Das ist Ribana. Sie möchte euch kennenlernen.«

Das Wesen streckte zuerst mir die Hand entgegen. Mein Blick wandte sich von ihrem Gesicht mit den funkelnden Augen ab, und auch ich zögerte einen Moment, ihr die Hand zu reichen, dann aber griff ich zu.

Sie fühlte sich anders an. Sie war zart, trotzdem kräftig, und es ging von ihr eine Wärme aus, die mich beeindruckte. Das war kein Schweiß, der sich auf die Handfläche gelegt hatte, es war eine pflanzliche Wärme, so komisch sich dieser Vergleich anhörte. Mir kam es vor, als hätte ich eine Blüte umfaßt, deren Kraft auf mich überging.

Der kleine Mund verzog sich zu einem Lächeln, und ich lächelte zurück.

»Sie mag dich, John«, sagte der Rote Ryan.

Ich ließ die schmale Hand los. »Woher weißt du das?«

»Das ist zu spüren.«

»Wenn du das sagst, muß ich dir glauben.«

»Bestimmt.«

Auch Harry Stahl wurde begrüßt. Er war etwas unsicher; sein Lächeln wirkte gequält. Harry kam mit diesen märchenhaften

Vorgängen noch nicht zurecht.

Der Rote Ryan nickte mir zu. »Ribana ist bereit, dich nach Aibon mitzunehmen, John.«

»Wunderbar. Weiß sie denn, wo ich Glenda Perkins unter Umständen finden könnte?«

»Sie hat einen Verdacht, sie teilte ihn mir mit, und ich muß sagen, daß ihr euch auf ein gefährliches Gebiet begebt.«

»Guywano?«

»In der Tat. In seinem Reich existiert ein gewisses Lager, in dem er seine Gefangenen gern unterbringt. Ribana wird dich hinbringen. Du mußt alles einsetzen, wenn du sie befreien willst, und es wird nicht einfach sein, denn dieses Lager wird zudem bewacht.«

»Von wem?«

Der Rote Ryan hob die Schultern. »Ich würde es dir gern sagen, aber ich kann es nicht. Rechne einfach mit dem Schlimmsten. Aibon hält zahlreiche Überraschungen bereit.«

»Das fürchte ich auch.«

»Willst du trotzdem mir ihr reisen?«

»Und ob«, erwiderte ich.

»Dann kann ich dir nur viel Glück wünschen.«

Die schöne Ribana lächelte mich auffordernd an, und ich verstand das Zeichen. Als sie sich umdrehte und zu ihrem Reittier ging, folgte ich ihr auf dem Fuß. Fasziniert schaute ich zu, wie sie auf den Rücken des Tieres »schwebte«, den Kopf bewegte und ihre langen Haare nach hinten schleuderte.

Sie funkelten dabei auf. Die einzelnen Strähnen erinnerten mich an Glaswolle.

Auch ich kletterte auf das Tier. Das Einhorn stand unbeweglich. Es hatte den Kopf gesenkt. Ich hielt mich am Fell fest. Es war so wunderbar weich.

Der Rote Ryan gab mir noch einen zusätzlichen Schwung, als ich mich auf den Rücken schwang.

»Ich werde hier bei deinem Freund bleiben und ihn beschützen. Die Männer in Grau werden es sich bestimmt nicht nehmen lassen, ihn zu suchen. Du bist ihnen entwischt, aber Harry Stahl ist greifbar.«

»Mach's gut, John«, flüsterte der Detektiv mit kratzig klingender Stimme. »Okay, bis später.«

»Aber mit Glenda.«

»Das hoffe ich.«

Wir ritten ab. Ribana, die vor mir saß und an der ich mich festhielt, hatte diesen Befehl mit einem Zucken ihrer Schenkel gegeben. Das Fabeltier gehorchte. Es drehte sich, und unser Ziel befand sich genau dort, wo es einmal den Schacht gegeben hatte. Da schimmerte noch immer das grüne Licht.

Es lag über dem Boden wie die dünne Oberfläche eines kleinen Teichs. Wir ritten darauf zu, wobei ich überhaupt nicht das Gefühl hatte, auf einem Pferd zu reiten. Mir kam es eher einem Schweben gleich, denn es waren auch keine Geräusche zu hören, als die Beine des Einhorns den Boden berührten.

Geschmeidige Bewegungen, die sich kaum auf mich auswirkten. Ich fühlte mich wohl - und kriegte dennoch einen Schreck, als wir das Licht erreichten.

Für einen Moment stoppten wir.

In dieser kurzen Zeit sah es so aus, als würde sich mein Körper auflösen. Eine gewisse Kälte zog bei mir alles zusammen, und ich kriegte diesen Vorgang auch optisch mit. Die Welt um mich herum verkleinerte sich, da zog sich alles zusammen, wir rutschten weg, und die normale Welt verschwamm.

Dann fielen wir.

Aibon erwartete uns.

***

Glenda Perkins hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken. Sie trat auch wieder zurück, um in den Schutz der Höhle zu gelangen, wobei sie auch weiterhin zuschauen konnte, diesmal jedoch etwas mehr geschützt, und sie konnte nicht verhindern, daß sie zitterte.

Was sie sah, war einfach schrecklich. Diese Szenerie dokumentierte all die Macht und auch all die Grausamkeit, die im Reiche eines Guywano zu Hause war.

Es war ein ödes, ein totes Gelände, ein ebener Platz, dunkel und trotzdem erhellt durch zahlreiche kleine Feuer, als würden diese zu einem Lager gehören.

Zwischen den Feuern bewegten sich Gestalten, die Glenda noch nie zuvor in ihrem Leben gesehen hatte. Sie sahen aus wie Hasen, aber sie waren größer und hatten Gesichter, die überhaupt nicht zu ihnen paßten. Es waren breite Fratzen mit mächtigen Mäulern und bösen Augen. Die Haut schimmerte glatt, als wäre sie mit Öl bestrichen worden, und diese Wesen waren so etwas wie die Wächter derjenigen Gestalten, die sich auf zwei Beinen bewegten.

Glenda schluckte hart. Ein kaltes Gefühl durchdrang ihren Körper. Sie wußte nicht, ob sie es mit Druiden zu tun hatte oder mit lebenden Leichen, denn die Gestalten bewegten sich sehr steif und marionettenhaft zwischen den flackernden Inseln.

Glenda hatte sich wieder etwas gefangen und atmete tief durch. Der Rauch der kleinen Feuer trieb glücklicherweise von ihr weg, und die uralten Gestalten, deren Haut an Baumrinde erinnerte, waren dabei, den Feuern neue Nahrung zuzuführen.

Was sie in die Flammen hineinwarfen, konnte Glenda nicht genau

erkennen. Möglicherweise Holzstücke oder Torfballen, jedenfalls war es ein brennbares Material, und die Flammen fuhren bei einem Nachschub immer wieder in die Höhe. Sie streckten sich einem dunklen Himmel entgegen, der Glenda bedrohlich vorkam. Es war kein Himmel, wie sie ihn kannte, er war anders, er glich mehr einer Decke, aus der jeden Augenblick ein Verhängnis nach unten fallen konnte.

Über dem gesamten Platz lag eine Atmosphäre, die sie mit dem Begriff Angst umschrieb. Auch wenn sich die häßlichen Tiere mit ihren breiten Schnauzen sicher gaben, als hätten sie alles unter Kontrolle, so liefen sie doch durch eine Insel der Furcht, als könnten sie jeden Augenblick von irgendwelchen Feinden geholt werden.

Ebenso ging es den seltsamen Menschen. Diesen für Glenda wandelnden Toten, knorrigen Gestalten mit glanzlosen Augen, die immer wieder Nachschub holten, damit die Flammen nicht erloschen.

Wollten sie damit ein Zeichen setzen? Wollten sie jemand herbeilocken?

Es war alles möglich. Um Glenda jedenfalls kümmerte sich niemand. Sie ahnte, daß sie es nicht schaffen würde, diesen Platz ungesehen zu überqueren, um sich ein anderes Versteck zu suchen.

Also mußten sie warten. Ebenso wie die anderen, die immer wieder zum düsteren Himmel hochschauten, über den der Widerschein der Feuer huschte und das Grau wie mit gewaltigen Händen aufriß.

Es wurde nicht gesprochen. Die Lebewesen bewegten sich, ohne miteinander zu reden. Sie wußten jeder für sich, was sie zu tun hatten. Sie schleppten den Nachschub herbei, schleuderten das Zeug in die Flammen, die dann wieder aufflackerten.

Dann ein Schrei!

Glenda wußte nicht, wer ihn ausgestoßen hatte. Es spielte auch keine Rolle, die Tatsache des Schreis blieb, und sie war gleichzeitig eine Warnung gewesen.

Die Bewegungen der Lebewesen erstarrten. Ob Vier- oder Zweibeiner, niemand ging mehr einen Schritt weiter. Jeder blieb dort stehen, wo er zuletzt seinen Platz gehabt hatte.

Es war zuvor schon still gewesen, weil niemand geredet hatte. Nun aber spürte Glenda diese Stille als doppelte Belastung, und nur das leise Fauchen der Flammen war zu hören. Sie tanzten, sie sprühten in die Höhe, in die auch die Gestalten schauten.

Glendas Gefühl hatte sie nicht getrogen. Die Gefahr würde von oben aus dem düsteren Himmel nach unten stürzen. Noch konnte sie sich nicht vorstellen, was es war. Möglicherweise ein mächtiges Ungeheuer, vielleicht auch eine Maschine. In einer Welt wie dieser mußte sie eben mit allem rechnen.

Dann vernahm sie das Rauschen. Nicht so, als wäre ein Wasserfall

dabei, seine Massen in die Tiefe zu schicken. Dieses Rauschen war einfach anders, es klang fern und trotzdem nah, und es drang aus dem dunklen Himmel wie ein Sturmwind in die Tiefe.

Etwas kam, etwas deutete sich an. Wind peitschte dem Boden entgegen, er drückte gegen die Feuer, er preßte die tanzenden Flammen dem Boden entgegen, wo sie sich mit ihren zuckenden Armen ausbreiteten wie lange Lanzen.

Das Bild faszinierte Glenda wieder. Es mochte auch an der Angst liegen, die sich verdichtet hatte.

Jeder hatte plötzlich Angst, nicht nur sie selbst.

Noch war nichts zu sehen. Nur das Rauschen hörte Glenda, die Flammen bewegten sich stärker. Sie lagen flach auf dem Boden, als wollten sie sich jeden Moment in die braune Erde hineinfressen, all dies entstand nur in Glendas Vorstellungskraft, die wahren Tatsachen sahen anders aus.

Das Verhängnis kam aus der Höhe.

Ein gewaltiger Schatten, der für Glenda nicht zu identifizieren war. Ein unheimliches, mächtiges Etwas, das, obwohl nicht sichtbar, bereits das Grauen in die Tiefe sandte.

Glenda hielt den Atem an, als sie das Gebilde zum erstenmal aus der Finsternis der Nacht erscheinen sah. War es ein Vogel? War es ein riesiges Tier? Ein fliegender Drache?

Noch konnte sie es nicht genau sehen, aber die Zeit verging, und das Wesen sackte tiefer.

Die beiden mächtigen Schatten blieben. Sie bildeten zwei große Bögen, die von den oberen Spitzen weg wie Parabeln abfielen. Zwischen ihnen jedoch baute sich etwas auf, das ihr wie ein Kopf vorkam.

Ein schlanker, gestreckter, mörderischer Kopf oder Schädel mit einem gewaltigen Maul, das eigentlich kein Maul war, dafür ein überdimensionaler Schnabel. Er klaffte weit auf, und daran bewegte sich eine armdicke, rötliche Zunge.

Ein Vogel! Ein Riesenvogel.

Das urwelthafte Tier landete zwischen den Feuern, ohne sich zu verbrennen. Dabei senkte er seine Flügel langsam dem Körper entgegen, und Glenda schaute dabei zu, wie es zusammenschmolz.

Dennoch war dieser Vogel größer als ein ausgewachsener Mensch. Zudem stand der Schnabel weiterhin offen. Der Kopf wanderte mal nach rechts, dann nach links und hackte zu.

Ein fauchender Schrei klang auf, als der Vogel sein erstes Opfer erwischte.

Es war eines dieser kleinen Monstren auf vier Beinen. Ein Griff, und er hatte das monströse Etwas zwischen seine beiden Schnabelhälften geklemmt.

Das kleine Monster zappelte. Es bewegte die Beine, aber das Wesen schaffte es nicht, sich zu befreien. Zudem rollte der Vogel noch seine klebrige Zunge um den Leib und nahm dem Opfer die letzte Chance.

Der Schnabel klappte zu.

Sekunden später hörte Glenda ein leises Knirschen. Knochen zerbrachen. Sie rührte sich nicht vom Fleck und hielt die Augen geschlossen, weil sie so etwas auf keinen Fall sehen wollte. Es war zu schrecklich, sie schüttelte sich, ihre Angst floß wie ein heißer Strom in ihr hoch. Zwar wollte sie den Blick abwenden, aber das war ihr nicht möglich. Die Faszination des Schreckens hielt sie in den Klauen, und der struppige Hals bewegte sich an den Außenseiten, als der Vogel die Reste des kleinen Monsters schluckte. Beide Schnabelhälften lagen aufeinander. Sie schabten bei ihren Bewegungen, und einen Augenblick später klafften sie wieder auseinander.

Die Zunge schnellte hervor. An ihrer Spitze klebte ein dunkler Klumpen, der Rest des kleinen Monstrums, das der Vogel mit einer schon wütenden Bewegung von sich wegspie - hinein ins Feuer.

Dort verbrannte das Zeug zischend.

War er satt?

Glenda konnte es nicht glauben, obwohl er momentan nichts tat. Er stand da und schaute sich um.

Er bewegte den Kopf und hackte dabei stets von oben nach unten, als wollte er irgend etwas aus der Luft picken, das dort umherflog.

Dann setzte er sich in Bewegung. Der Monstervogel stand auf den breiten Krallen, und bei jedem Schritt schaukelte er von einer Seite auf die andere.

Glenda zog sich wieder tiefer in die Höhle zurück. Sie zitterte am ganzen Leib, denn sie hatte die Bewegungen des Vogels genau beobachtet und sie auch verglichen. Wenn sich jemand so verhielt, egal wer, dann war er auf der Suche nach einem Opfer, wobei sich Glenda durchaus vorstellen konnte, daß sie das Opfer war. Noch hatte das Monstertier sie nicht fixiert und in ihrer Angst zog sie sich noch tiefer in den Tunnel zurück.

Etwas berührte sie an der rechten Schulter!

Es war nur ein leichtes Antippen, aber der heiße Schreck durchfuhr Glenda vom Kopf bis zu den Füßen.

Bisher hatte sie gedacht, allein in diesem Stollen zu sein, das war nun vorbei.

Sie drehte sich um.

Da standen die beiden Männer in Grau hinter ihr. Aus ihren flachen Gesichtern grinsten sie Glenda an, und in den Augen leuchtete ein böses, grünes Licht.

Ihr Herz schlug schneller. Die Angst drang in gewaltigen Wellen in ihr hoch. Sie spürte das Zittern in den Knien, die Gänsehaut wollte

nicht weichen, wobei sie gleichzeitig zu einer Salzsäule erstarrt war.
Glenda Perkins saß in der Falle.
Sie wußte nicht, wer ihr mehr Furcht einflößte. Der Monstervogel oder die beiden Männer in Grau.
Sie kam auch nicht dazu, darüber länger nachzudenken, denn ein dumpfer Laut jenseits ihrer Höhle ließ sie wieder auf der Stelle herumfahren.
Der Monstervogel hatte ein weiteres Opfer gefunden.
Diesmal war es eine dieser zombiehaften Gestalten, die sich nicht wehren konnte. Sein Körper steckte bereits zur Hälfte im gewaltigen Schnabel des Vogels, nur mehr die Beine des Menschen schauten hervor, und die wiederum zitterten und bewegten sich hektisch, als suchten sie einen festen Platz, an dem sie sich abstützen konnten.
Er schaffte es nicht.
Intervallweise schnappte der Vogel zu. In bestimmten Abständen öffnete er sein Maul, und die Zunge zerrte das Opfer immer tiefer in den Schlund hinein.
Glenda konnte nicht mehr hinschauen. Zwar glaubte sie nicht, daß diese Gestalt ein Mensch war, aber sie hatte zumindest so ausgesehen, und das bekam sie nicht in die Reihe.
Das Grauen war wie ein Stoß in den Magen. Es wühlte sie auf, es ließ sie weinen, es nahm ihr die Kraft, und sie spürte in den Knien das heftige Zittern.
Glenda mußte sich an die Wand lehnen, um nicht zusammenzubrechen, was auch die beiden Männer in Grau sahen. Es war bestimmt keine Hilfsbereitschaft, als sie zugriffen und Glenda stützten.
Sie wurde von zwei Seiten in die Höhe gezogen, und sie stand jetzt zwischen den Bewohnern, dabei so gedreht, daß sie nach draußen schauen konnte.
Die Feuer kriegten Nachschub, sie leuchteten und konnten trotzdem die Düsternis der Szene nicht vertreiben.
Ein letztes Schlucken.
Glenda hatte nicht hinsehen wollen, doch es ging zu schnell. Sie konnte an den Bewegungen des Vogelhalses verfolgen, wo sich die Reste der Beute befanden.
Dann war es vorbei!
Und die anderen hatten nichts getan, sie hatten nicht mal den Versuch eines Eingreifens unternommen. Sie ergaben sich in ihr Schicksal. So grausam es sich anhörte. Alles, was sich auf dem Platz bewegte, war nicht mehr als Vogelfutter.
Bei diesem Gedanken stieg Übelkeit in Glenda hoch. Der Magen drückte, für einen ziemlich langen Moment verschwamm die Umgebung draußen vor ihren Augen. Sie hätte sich aus eigener Kraft

nicht auf den Beinen halten können, aber das waren die beiden Hüter, die nicht zuließen, daß sie zu Boden fiel.

Die Männer in Grau waren sicherlich keine Menschenfreunde. Sie hatten einen bestimmten Auftrag, und das erklärten sie ihr auch. Sie sprach mit Stimmen, die sich irgendwie künstlich anhörten, flüsternd, trotzdem hart und abgehackt.

Sie erklärten Glenda, daß sich ihr Freund nicht um sie gekümmert hatte.

»Wer? John…«

»Ja.«

»Aber…«

Jetzt redete der an ihrer linken Seite. »Er hat Zeit genug gehabt, unseren Wunsch zu erfüllen. Er hat es nicht getan. Noch immer ist die Familie verschwunden und wird anderen über unser Reich berichten können. Das werden und wollen wir nicht hinnehmen, deshalb wird er durch dich, Glenda Perkins, büßen.«

Sie stellte keine Fragen mehr, denn sie brauchte nur den Kopf zu heben, um erkennen zu können, was sie erwartete.

Der Monstervogel lauerte schon!

Er hatte sich zum Eingang des Stollens hingedreht, und Glenda schaute direkt gegen den halb geöffneten Schnabel, in dem die rote Zunge zuckend tanzte.

Die ungewöhnlichen Druidengestalten mit ihrer druidenartigen Haut bewegten sich nicht mehr. Sie alle schauten zum Vogel und auch zum Eingang des Stollens hin, denn sie wußten, daß es bald ein besonderes Ritual geben würde.

Selbst die kleinen Monstren standen still. Niemand kümmerte sich mehr um das Feuer. Sie bildeten den Halbkreis im Hintergrund und sorgten für das nötige Totenlicht.

Als Glenda Perkins dies alles wahrnahm, kam ihr erst recht zu Bewußtsein, was man mit ihr vorhatte. Plötzlich wollte sie nicht mehr. Sie stemmte ihre Hacken gegen den rissigen Boden, erzielte auch einen kleinen Erfolg, aber die Griffe der beiden Bewohner lockerten sich nur für einen Augenblick, dann faßten sie wieder härter zu, und Glenda Perkins wurde weitergeschoben.

Sie atmete heftig und kriegte bei jedem Atemzug mehr Angst. Es gab keine Chance mehr für sie, der Druck verstärkte sich immer mehr.

Flucht- Flucht…

Aber wie?

Die beiden Männer in Grau schoben sie weiter. Aibon kannte kein Pardon, es war gnadenlos, und seine Schergen haßten die Menschen wie der Teufel das Weihwasser.

Noch ein taumelnder Schritt, und sie hatten zu dritt den Stollen verlassen.

Nichts mehr schützte Glenda. Keine Wände, die ihr diesen Schutz suggeriert hatten, hier lag jetzt alles frei, und der Tod lauerte in zahlreichen Facetten.

Der Riesenvogel glotzte auf sie nieder. Er mußte seinen häßlichen Schnabel nach unten bewegen, um Glenda anschauen zu können. Zum erstenmal sah sie seine Augen aus der Nähe.

Sie waren starr, sie waren kalt und trotzdem irgendwo bunt, denn in das blasse Weiß hinein hatten sich rötliche und auch grüne Äderchen gedrängt, die ein bestimmtes Muster bildeten. Der Schnabel öffnete sich noch weiter.

Glenda sah die widerliche Zunge, sie ekelte sie an, und aus dem offenen Maul drang ihr ein Gestank entgegen, der sie an Aas erinnerte.

Von der rechten Seite her flüsterte ihr jemand ins Ohr. Und diese Worte entsprachen einer schrecklichen Wahrheit. »Der Vogel ist hungrig, sehr hungrig sogar. Er wird dich fressen, Glenda Perkins, hörst du? Er wird dich fressen…«

***

Es war die Reise ins Nichts, es war die Reise über nicht sichtbare Grenzen hinweg, und wir glitten hinein in eine andere fremde Dimension, in ein Gebiet, das im Nirgendwo zwischen Himmel und Erde lag und mathematisch nicht berechnet werden konnte.

Gefühle? Hatte ich sie überhaupt?

Ich wußte es selbst nicht, denn ich kam mir vor wie nicht vorhanden. Ich war da und war es trotzdem nicht. Ich schwebte davon, ohne daß ich etwas dagegen unternehmen konnte. Als einzige Sicherheit saß Ribana vor mir. Ihre Hüften hielt ich nach wie vor umklammert. Wie jemand, der sich allein nicht zurechtfand.

Auf eine gewisse Art und Weise war es schon einmalig und wunderbar, so reisen zu können, dennoch fühlte ich mich keinesfalls als Glückspilz, denn ich wußte nicht, was mich in Aibon erwartete.

Wir würden bestimmt nicht in der Hälfte landen, die von den Druiden als Paradies bezeichnet wurde, unser Platz würde Guywano sein, dem satanischen und machthungrigen Druidenfürsten, der alles in seinen Bann zog, und seine Welt mit einem kaum vorstellbaren Grauen übergoß.

Dunkelheit!

Kein Licht, kein Schimmern, keine Sterne, die irgendwo blitzten. Keine Gefühle, kein Wind und keine Zeiteinstellung mehr. Ich war zeitlos geworden. Ob Sekunden, Minuten oder Stunden vergingen, ich würde es nicht einmal bemerken.

Magie hob die Zeit auf…

Bis plötzlich alles anders wurde. Das kleine Wunder lief an. Es war nicht meine erste magische Reise, aber ich war immer wieder

fasziniert von den Vorgängen.
Übergangslos waren wir da.
Aibon griff nach uns.
Das Einhorn stand auf einem harten, trockenen Boden. Es war Nacht in diesem Land, aber diese Dunkelheit hatte nicht mit der zu tun, die ich kannte. Sie kam mir schwer vor, als würde sie aus einem dicken, tiefen Schlamm gebildet. Sie war bedrohlich, zudem lichtlos, aber trotz allem auch hell, denn mir gelang es, den Untergrund als Schatten zu erkennen. Ich schwebte im lichtlosen Raum.
Ribana drehte sich zu mir um, daß ich ihr in die gläsern wirkenden Augen sehen konnte. Aus ihnen leuchtete mir Sympathie entgegen, und ich stellte Ribana die erste Frage.
»Wo sind wir hier?«
Sie lächelte nur.
»Wo können wir Glenda finden?«
Wieder erhielt ich als Antwort das gleiche Lächeln. Danach streichelte sie mein Gesicht, als wollte sie mich beruhigen. Für mich war die Berührung wie ein dünner Hauch mit einer Feder.
Ich nickte. Es blieb mir auch nichts anderes übrig, als mich vertrauensvoll unter ihre Obhut zu begeben. Sie hatte lange genug mit dem Roten Ryan gesprochen und sicherlich ihre entsprechenden Direktiven erhalten.
Ich nickte zurück und dokumentierte so mein Einverständnis. Wieder drehte sich Ribana auf dem Rücken. Ich hörte ein leises Schnalzen, dann reagierte das Einhorn.
Es trabte an.
Nein, nicht direkt. Durch das Schaukeln hatte ich nur mehr den Eindruck, tatsächlich aber glitten wir durch diese graue, schlammige Dunkelheit. Der Wind wehte mir die faulen Gerüche um die Nase.
Als ich einmal nach links schaute, da sah ich weit in der Ferne ein helleres Schimmern. Eine grünliche Lichtgrenze, und ich dachte daran, daß sich hinter ihr der andere, der paradiesische Teil des Landes befand, den Guywano trotz vieler Bemühungen noch nicht unter seine Kontrolle bekommen hatte.
Und so glitten oder ritten wir weiter. Wir waren schneller. Der Boden war wie ein huschender, nie enden wollender Teppich, an dessen Ende unser Ziel liegen mußte.
Wie sah es aus?
Ich starrte nach vorn. Noch war in der Dunkelheit keine Bewegung zu erkennen, aber wenig später - vor uns lag ein sanfter Hügelrücken - entdeckte ich an dessen glatter Rundung ein zuckendes Feuer.
Unser Ziel?
Ich hätte Ribana gern gefragt, aber sie verstand leider meine Sprache nicht. Da wir unsere Richtung nicht änderten, ging ich davon aus, daß

jenseits des Buckels das Ziel lag, denn wo Feuer war, mußten oder konnten sich auch Lebewesen aufhalten.

Das Einhorn glitt in die Höhe.

Es war wunderbar, wie es dahinschwebte. Für einen Moment durchströmte mich das herrliche Gefühl, richtig frei zu sein, das dann brutal verschwand, als wir die Kuppe des Hügels erreicht hatten und wir von dieser Stelle aus auf die andere Seite schauen konnten.

Ich hatte mich so weit wie möglich vorgebeugt, hielt mich noch immer an Ribana fest und blickte rechts an ihr vorbei.

Die Feuer reichten aus, um den wichtigen Teil dieses kleinen Tals zu erhellen.

Was dort vor sich ging, sah gar nicht mal so gefährlich aus, aber die vierbeinigen Wesen und die hölzern wirkenden Gestalten, die möglicherweise einmal Menschen waren, flößten mir schon eine gewisse Furcht ein.

Hinzu kam der Monstervogel!

Er war das Geschöpf, das alles beherrschte. Er stand in der Mitte, er hatte seinen Schädel dem Eingang einer Höhle zugedreht, ich sah seinen gewaltigen Schnabel, der sich als vergrößerter Schatten noch auf dem Boden abzeichnete.

Ein Bild, das Angst machen konnte…

Einige Male mußte ich schlucken, und ich schaute weiter in das Tal, natürlich von der Hoffnung beseelt, Glenda Perkins zwischen den Gestalten zu entdecken.

Sie war nicht da.

Auch Ribana traf keinerlei Anstalten, ihr Reittier anzutreiben. Sie sah ebenfalls nur zu.

Dann bewegte der Riesenvogel seinen Kopf. Es sah so aus, als würde er dem Eingang des Stollens zunicken. Gerade diese Bewegung peitschte einen irrsinnigen Verdacht in mir hoch, der sich innerhalb der folgenden Sekunden zur Gewißheit verdichtete.

Drei Gestalten erschienen dort.

Zwei Männer in Grau führten Glenda Perkins in der Mitte aus dem Eingang auf den Riesenvogel zu, der in wilder Vorfreude seinen Schnabel noch weiter aufriß.

Für mich stand fest, was er wollte.

Glenda sollte von ihm gefressen werden!

***

Die beiden Hüter Aibons hatte mit ihrem Opfer die Höhle verlassen und gingen auch nicht mehr weiter. Glenda bekam Zeit, sich dieses grauenvolle Geschöpf aus unmittelbarer Nähe zu betrachten, als wollte man ihr die perverse Chance geben, sich genau anzuschauen, wer sie nun schluckte und auffraß.

Denken konnte die nichts mehr. In ihrem Kopf war alles leer. Nur die Angst durchtoste sie, und tief in ihrem Innern wünschte sie sich eine tiefe Ohnmacht herbei.

Den Gefallen tat ihr die Natur nicht. So bekam sie weiter sehr genau mit, welche Vorfreude dieses Vogelmonstrum auf das neue Opfer erlebte. Es bewegte den Kopf und den Schnabel. Auch die widerliche Zunge blieb nicht still. Mal schnellte sie vor, dann wieder zog sie sich zurück und kräuselte sich zusammen.

Der faulige Gestank drang noch stärker aus dem Maul hervor. Er war wie eine große Wolke, die gegen Glendas Gesicht schlug und ihr den Atem raubte.

Beide Bewacher ließen sie los.

Das bekam sie nur am Rande mit, aber sie wußte, daß es so etwas wie ein Signal war.

Die Zunge peitschte hervor.

Glenda schrie auf, denn dieser zuckende Gegenstand tanzte wie ein Wirbel vor ihrem Gesicht.

Dann schlug er zu.

Es war ein harter Hieb, geführt wie mit dem Gummischlauch. Zwar hatte sich Glenda zur Seite geduckt und auch die Arme hochgerissen, der Zunge konnte sie trotzdem nicht entwischen. Sie drehte sich um die Unterarme und dann auch um den Körper.

Der Vogel zerrte an ihr.

Und noch einmal schrie Glenda, als sie den Boden unter den Füßen verlor…

***

Auch wir hatten die Schreie gehört. Da aber befanden wir uns bereits auf dem Weg. Wieder hatte Ribana phantastisch reagiert und das Einhorn nur mit dem Druck ihrer Schenkel gelenkt.

Ich hatte nur Blicke für das, was sich vor dem Höhleneingang abspielte. Einzelheiten sah ich leider nicht, aber ich konnte schon erkennen, wie sich das Tier hektisch bewegte, als würde es an einem Gegenstand zerren und sich dann zur Seite drehen.

Ich sah es im Profil.

Und ich sah Glenda!

In diesem Augenblick fühlte ich mich so, als hätte Suko durch seinen Stab die Zeit angehalten. Ich bekam nicht mehr mit, daß wir uns dem Ort des furchtbaren Geschehens näherten, für mich war alles starr und bewegungsunfähig geworden.

Ich sah die von der Zunge umklammerte Glenda in der Luft schweben.

Verzweifelt strampelte sie mit den Beinen. Sie war schwer, sie wollte es auch dem Vogel schwermachen, dessen Kraft aber war gewaltig.

Zusammen mit seinem Opfer schnellte die Zunge in die Höhe, und im nächsten Augenblick ließ er sie wieder zu Boden krachen.

Glendas Schreie erreichte auch meine Ohren.

Für einen Moment lag sie leblos im Staub.

Dann riß die Zunge sie wieder hoch.

Und diesmal bewegte sich Glenda nicht. Sie hatte keine Kraft mehr, dem Schicksal zu entweichen.

Ein Einhorn raste auf den Monstervogel zu. Rechts und links rammte es mit seinem mächtigen Körper die dort stehenden Gestalten. Sie flogen wie Puppen zur Seite, überschlugen sich, und einige von ihnen rollten in die Feuer hinein, die sofort nach ihnen griffen und sie blitzartig verbrannten.

Dabei schrieen sie nicht. Sie starben einfach stumm, und ich brüllte meine Angst um Glenda hinaus.

Der nächste Aufprall.

Diesmal erwischten wir den Vogel, und genauso war es auch vorgesehen. Das Fabeltier rammte sein leicht nach oben stehendes Horn in die Masse hinein. Es spießte den Monstervogel auf, der beim ersten Kontakt in die Höhe zuckte, wobei ich den Eindruck hatte, als wollte er sich von diesem spitzen Horn wieder lösen.

Das traf nicht zu.

So tief wie möglich war die Waffe des Einhorns in den grauen Körper gedrungen. Sie hatte sich dort regelrecht festgefressen, und der nach unten gesenkte Schädel des Tieres drückte den Monstervogel gegen den Boden. Eine große Wunde war entstanden, aus der eine dicke, klebrige Flüssigkeit kroch, die sich wie schwarzer Sirup auf dem Gefieder verteilte, tatsächlich aber grünes Aibon-Blut war.

Der Monstervogel versuchte alles. Noch auf den Boden »genagelt« breitete er seine Flügel aus. Er wollte mit seiner Beute wegfliegen, aber wir und das Einhorn hingen an ihm wie eine dicke Klette.

Wir waren einfach zu schwer, er kam nicht mehr weg.

Ich nutzte die Chance und schwang mich mit einer heftigen Bewegung vom Rücken des Tieres.

Mir war jetzt alles egal. Ich wollte Glenda von dieser verdammten Zunge befreien. Sie lag auf dem Rücken, sie lebte noch, sie bewegte sich sogar schwach, aber sie bekam nicht mehr mit, was in ihrer unmittelbarer Umgebung geschah.

Ich hätte die Beretta gezogen. Über Glenda Perkins hinweg schoß ich in das Maul der Bestie.

Die geweihte Kugel klatschte tief in den Rachen. An der Stelle, wo sie das Fleisch aufriß, glühte es für einen Moment in einer grünen Farbe auf, als würde dort das Licht tanzen und alles ausfüllen. Es verlosch wieder. Ich wußte selbst, daß geweihte Silberkugeln in dieser Welt nicht viel galten, aber ich hatte etwas Wichtiges erreicht. Der

Monstervogel hatte die Kontrolle über seine eigene Zunge verloren. Sie bewegte sich, sie rollte sich auf.

Glenda war frei.

Ich bückte mich blitzschnell und zerrte sie aus der Gefahrenzone. Ich wollte mit ihr in die Höhle tauchen, das war im Moment der sicherste Platz, dort aber lauerten die beiden Männer in Grau.

Und die zielten mit ihren magischen Steinen auf mich!

***

In dieser Sekunde war mein Leben keinen Pfifferling mehr wert. Ich konnte ihnen so schnell nichts entgegensetzen. Diese Steine würden mich in den Blitzen des kalten Aibon-Feuers verbrennen, und auch Glenda bekam keine Chance mehr.

Wenn nicht - ja, wenn nicht plötzlich die seltsame Melodie durch den Stollen gegeistert wäre.

Der Rote Ryan war wie ein Spuk erschienen. Er stand im Hintergrund, er war nicht mal zu sehen, doch es reichte aus, daß er eine bestimmte Melodie spielte.

Ich kniete noch fast über Glenda, um sie mit meinem Körper zu schützen, hinter mir tobte ebenfalls ein Kampf, aber ich schaute nicht zurück, denn ich sah zu, wie der Rote Ryan seine Kraft einsetzte und diese Hüter des Landes bannte.

Sie konnten sich nicht mehr bewegen. Sie waren nicht in der Lage, die Kraft ihrer grauen Steine zu aktivieren. Sie standen einfach nur da, hielten die Steine fest, die weich und immer weicher wurden und bald auf ihren Händen zu Staub zerbröselten.

Danach waren sie an der Reihe.

Ich erlebte das gleiche Phänomen, wie es auch Harry Stahl mitbekommen hatte. Die Kraft der Flöte, die Macht der bestimmten Melodie nahm den beiden Aibon-Hütern ihre Gestalt.

Sie lösten sich auf.

Stück für Stück verschwanden sie.

Das begann bei den Beinen, dann erwischte es den Oberkörper, so daß vor mir nur mehr Hälften in der Luft schwebten, die seltsamerweise nicht nach unten fielen.

Das interessierte mich nicht mehr. Glenda Perkins war viel wichtiger. Ich bückte mich noch tiefer und zerrte sie hoch. Wie ein Kind legte ich sie auf meine Arme, und ich hörte, daß sie etwas vor sich hinmurmelte.

Dann drehte ich mich um.

Ich sah den Kampf der Giganten!

***

Noch immer steckte das Horn des Fabeltieres tief im Körper des Monstervogels.

Es hatte sich so weit wie möglich hineingedrängt und es dabei auch geschafft, den Vogel vom Boden anzuheben. Er lag jetzt auf dem Horn, und Ribana hockte stolz wie eine Königin auf dem Rücken ihres Reittieres und dirigierte es.

Sie gab dem Monstervogel keine Chance, aus dessen tiefer Wunde das Blut in breiten Strömen floß.

Aibon-Blut floß auf den harten Boden und suchte sich einen Weg, um in ihn hineinzudringen.

Das Einhorn ruckte vor.

Ribana beherrschte es. Sie leitete es allein durch den Druck ihrer Schenkel. Es gab niemand, der dem Vogel zu Hilfe geeilt wäre. Die anderen Wesen umstanden die beiden in einem gehörigen Abstand. Sie verfolgten dabei, wie dieses widerliche Monstrum immer mehr von seiner ungemein starken Kraft verlor.

Vergebens versuchte es, die Flügel anzuheben und damit zu schlagen. Es hatte alles keinen Sinn, Ribana und das Einhorn waren stärker. Sie drängten den Riesenvogel genau dorthin, wo das größte Feuer brannte. Die kleineren waren zumeist erloschen, da sie keinen Nachschub bekommen hatten.

Das große Feuer aber schickte auch weiterhin seine Arme in die Höhe, als wäre es auf der Suche nach neuer Nahrung.

Und die bekam es.

Das Einhorn hob mit einer letzten Kraftanstrengung seinen Schädel an. Eine kurze Bewegung zurück, dann nach vorn, und plötzlich löste sich der schon halbtote Monstervogel von dem hellen Speer.

Er flog durch die Luft, er prallte erst dann zu Boden, als er das Feuer erreicht hatte.

Das Riesentier sackte in die Flammen. Es sah so aus, als wollte er sie löschen, denn sie waren plötzlich unter dem Körper verschwunden, dann aber sprühten sie an den Seiten wieder hoch und hatten das Gefieder längst in Brand gesetzt.

Es funkelte wie Zunder. Es war ausgetrocknet. Mochte die Kraft des Vogels auch noch so groß sein, dem alles vernichtenden Feuer hatte es nichts entgegenzusetzen. Nur der Kopf mit dem unnatürlich langen Schnabel stach aus den Flammen hervor. Er wurde aufgerissen, wieder zeigte sich die Zunge, aber von zwei Seiten huschten Feuerarme auf sie zu und zündete sie an.

Wenig später raste die brennende Zunge in das weit geöffnete Maul hinein.

Da explodierte der Kopf.

Brennende Teile wirbelten wie die Raketen bei einem Feuerwerk in die Luft. Ein Funkenregen ergoß sich über die nähere Umgebung, und das war alles, was von dem Monstervogel zurückgeblieben war.

Ribana aber ritt von dem Feuer weg. Sie hatte die Hand zur Faust

geballt und stieß den rechten Arm in die Höhe.
So wie sie sahen Sieger aus!

***

In der Höhe stellte ich Glenda wieder auf die Füße. Sie blieb stehen, aber sie klammerte sich auch an meinen Schultern fest. Ich war nicht einmal sicher, ob sie alles mitbekam, was in unserer Nähe geschah. Der Rote Ryan schaute mich an.

»Ich bringe euch zurück«, sagte er.

»Aber Ribana…«

»Laß sie. Sie gehört zu Aibon wie ich. Ich werde das Tor anschließend für immer versiegeln.«

»Das ist gut.«

Der Rote Ryan setzte wieder seine Flöte an. Und das Spiel war diesmal anders. Lockernder, weicher, vielleicht etwas melancholischer. Ich hatte den Kopf gedreht und schaute zu den letzten Feuern hin.

Ribana sah mich.

Auf dem Rücken des Einhorns sitzend winkte sie mir zu und lächelte dabei.

Ich lächelte zurück.

Dieses Lächeln war der letzte Gruß, mit dem ich mich aus diesem Land verabschiedete…

***

Wir saßen zwischen den Ruinen des ehemaligen Hotels und betrachteten den blassen Mond, der sich am Himmel abzeichnete. Es sah aus wie eine hochkant stehende Gondel, die jemand in eine Wolkenlücke hineingedrückt hatte.

Glenda schmiegte sich an mich. Sie hatte in den letzten Minuten nichts gesagt. Wahrscheinlich mußte sie mit der Tatsache erst fertigwerden, daß sie gerettet worden war.

Harry hatte einen kleinen Flachmann aus seinem Wagen geholt. »Eine Medizin, die manchmal guttut.«

Vor dem ersten Schluck sagte ich: »Auf Glenda, den Roten Ryan und auf Ribana.«

»Und wo bleiben wir beide, John?«

»Wir?« Ich lachte. »Wir haben diesmal verdammtes Glück gehabt, Harry…«

ENDE